

## **10. Transsexuelle als Opfer ihrer Umwelt – bio-psychologische Legitimationen von Geschlechtsumwandlungen**

Die analysierten biologistischen Theorien stellten zwar Argumente für die Legitimation von Geschlechtsumwandlungen bereit. Doch die Entwicklung der operativen Praxis beschleunigte sich erst Mitte der 1960er Jahre, abzulesen an der Einrichtung der ersten Gender-Identity-Klinik Ende 1965. Das ‚operationsfreundlichere Klima‘ kann auf das medizinische Forschungsinteresse an der Entwicklung der Geschlechtsidentität zurückgeführt werden. Zunächst an Intersexuellen, ab den 1960er Jahren auch an Transsexuellen wurde das Verhältnis von Geschlechtsidentität, somatischen Geschlechtsmerkmalen und Erziehungsgeschlecht untersucht.

Die zwei wesentlichen psychogenetischen Theorien der Transsexualität – Lerntheorie und psychoanalytische Ich-Psychologie – gingen davon aus, dass die Geschlechtsidentität nicht angeboren, sondern im Wesentlichen das Resultat postnataler Einflüsse ist. Strategie der psychologischen Rechtfertigung einer transsexuellen Identität war, deren Genese früh in der Kindheit zu verorten und als einen (möglichst) konfliktfreien Prozess zu konstruieren, um so zum einen dessen Unumkehrbarkeit zu begründen, zum anderen Transsexuelle von einer Verantwortung für ihre konträrsexuelle Identität freizusprechen, die nicht auf einer Willensentscheidung beruht.

Die lerntheoretische und ich-psychologische Konstruktion der Genese von Transsexualität blieben jedoch in dreifacher Hinsicht an die Biologie gekoppelt. Zum einen lag ihr Ursprung in der Intersexualitätsforschung; der gezogene Analogieschluss von Intersexualität auf Transsexualität wirkt gewollt und ist nicht überzeugend. Zum Zweiten postulierten sie biologische Kofaktoren. Zum Dritten waren die postulierten psychologischen Mechanismen der Entstehung der (transsexuellen) Geschlechtsidentität keine psychodynamischen, sondern bio-psychologische Mechanismen, die eine frühkindliche unveränderbare Prägung oder Konditionierung des Individuums bewirken sollen. So avancierten in Zeiten, in denen durch die Frauenbewegung und die so genannte sexuelle Revolution die tradierten Geschlechterrollen in Frage gestellt wurden, Transsexuelle zu Forschungsobjekten, an denen ex negativo die normale Entwicklung von Geschlechtsidentität und -rolle studiert wurde und werden konnte, weil Transsexuelle durch ihr geäußertes Empfinden, das *andere* Geschlecht zu sein, und durch ihr Operationsbegehren die traditionelle Geschlechterordnung bestätigten.

### **10.1 Lerntheorie: Imitation des falschen Modells – Transsexualität als Resultat einer transponierten 'Gender'-Programmierung**

Die Lerntheorie stellte ein ideales Begründungsmodell zur Legitimation von Geschlechtsumwandlungen zur Verfügung, da sie das Kind als Objekt äußerer Einflüsse angesehen hat: dessen geschlechtliche Identifikation sei das Resultat der Imitation eines Modells, im Falle von Transsexualität des falschen Modells. Dass es den Lerntheoretikern, allen voran Money, um die Konstruktion einer Theorie ging, mittels der operative Eingriffe zu rechtfertigen waren,

zeigt die Tatsache, dass diese Theoretiker die zum Teil selbst formulierten Gegenargumente nicht ernst nahmen.

### *10.1.1 Forschungsinteressen: Die Konstruktion von ‚Gender‘ im Diskurs der Intersexualität als bipolare Programmierung der Geschlechtsidentität/-rolle*

Lerntheoretisch wurde der Wunsch nach Geschlechtsumwandlung durch die Behauptung legitimiert, Transsexuelle hätten die falsche Geschlechtsidentität bzw. -rolle erlernt. Diese psychogenetische Theorie basierte in ihrem Kern auf einem Analogieschluss von der Inter- zur Transsexualität.

Bereits im sexualpathologischen und sexualwissenschaftlichen Diskurs des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts wurde darauf hingewiesen, dass sich Hermaphroditen auch bei einer irrtümlichen Geschlechtszuschreibung meistens entsprechend ihrem Erziehungsgeschlecht verhalten würden.<sup>1</sup> Franz Ludwig von Neugebauer betonte 1908 in seinem Standardwerk zum Hermaphroditismus die Bedeutung von sozialisierenden Einflüssen gegenüber den uneindeutigen körperlichen Geschlechtsmerkmalen für das psychosexuelle Empfinden von Scheinzwittern: „In der Entwicklung des psychosexuellen Zentrums, des psychosexuellen Empfindens, ist, wie die Erfahrung lehrt, der Erziehung, dem Beispiel, der Suggestion der weiteste Spielraum gewährt, und sehr oft hängt der Charakter des psychosexuellen Empfindens eines Scheinzwittern davon ab, unter welchen Verhältnissen und in welcher Umgebung er aufgewachsen ist.“<sup>2</sup>

In den 1940er Jahren stellte Albert Ellis in seiner Untersuchung<sup>3</sup> in fast allen Fällen eine Übereinstimmung der eingenommenen Geschlechtsrolle – den bezogen auf diese Rolle heterosexuellen Trieb meist eingeschlossen – mit dem anerzogenen Geschlecht fest.<sup>4</sup> Die Übereinstimmung von Geschlechtsrolle und den verschiedenen untersuchten somatischen Geschlechtsmerkmalen sei dagegen nur gering gewesen. Er folgerte, „that physiological factors are not decisive in determining the masculinity or femininity of pseudohermaphrodites.“<sup>5</sup>

---

<sup>1</sup> Binet (1887), S. 165f.; vgl. einen von Moll beschriebenen Fall : Moll (1899), S. 386-388.

<sup>2</sup> Neugebauer (1908), S. 63. Auf der 1. Sexualreform-Tagung 1921 wurde vorgeschlagen, die Geschlechtszugehörigkeit von Pseudohermaphroditen sollte „nicht nach dem oft schwer feststellbaren Sexus ihrer Keimdrüsen, sondern nach den überwiegend somatischen Charakteren und nach ihrer eigenen Wahl entschieden werden“. (Biedl (1922), S. 26) Vor dem Inkrafttreten des BGB 1900 hatten Hermaphroditen die Möglichkeit, sich bis zur Volljährigkeit für ein Geschlecht zu entscheiden.

<sup>3</sup> Ellis analysierte nur die Kasuistiken der wissenschaftlichen Literatur, deren Beschreibung neben genauen Angaben über die somatischen Geschlechtsmerkmale auch den Geschlechtstrieb und die Geschlechtsrolle des Falles bestimmten. (Ellis (1945), S. 109f.) Erwähnte Neugebauer 1908 über 1200 Fallbeschreibungen, so genügten lediglich 84 den von Ellis genannten Kriterien. (a.a.O., S. 110.)

<sup>4</sup> Der Prozentsatz der homosexuellen Hermaphroditen entspräche dem in der Gesamtbevölkerung. (Ellis (1945), S. 110) Die Tatsache, dass eine Differenz von anerzogenem Geschlecht und späterer Geschlechtsrolle nur bei als Frauen erzogenen Hermaphroditen festzustellen war, schrieb Ellis der in europäischen und amerikanischen Gesellschaften untergeordneten sozialen Rolle der Frau zu. (a.a.O., S. 119.)

<sup>5</sup> Ellis (1945), S. 118. Dass 80% der als Frau erzogenen männlichen Pseudohermaphroditen eine ‚weibliche‘, also auf Männer gerichtete, Libido und alle als Mann erzogenen weiblichen Pseudohermaphroditen eine ‚männliche‘ auf Frauen gerichtete Libido hatten, sprach für Ellis gegen die Theorie, Homosexualität sei konstitutionell durch die Beschaffenheit der Keimdrüsen bedingt. (a.a.O., S. 115.)

Money [u. a.] konnten Mitte der 1950er Jahre Ellis' Ergebnis bei selbst untersuchten intersexuellen Patienten bestätigen.<sup>6</sup> In nur 5 von 105 Fällen stimmte die Geschlechtsrolle nicht mit dem Zuschreibungs- und Erziehungsgeschlecht überein, obwohl es bei jedem der fünf unterschiedenen physischen Geschlechtsmerkmale<sup>7</sup> zwischen 23 und 30 Fälle gab, bei denen das Zuschreibungs- und Erziehungsgeschlecht nicht mit dem physischen Geschlecht kongruent war.<sup>8</sup> Dass sich auch bei der Diagnose identischer hermaphroditischer Syndrome je nach Erziehungsgeschlecht mal eine männliche und mal eine weibliche Geschlechtsrolle entwickelt hatte, werteten Money [u. a.] als weitere Stütze für die psychologische Bedeutung des Erziehungsgeschlechts gegenüber den physischen Geschlechtsmerkmalen:<sup>9</sup> „In the light of hermaphroditic evidence, it is no longer possible to attribute psychologic maleness or femaleness to chromosomal, gonadal or hormonal origins, nor to morphological sex differences of either the internal accessory reproductive organs or the external genitalia. (...) In place of a theory of instinctive masculinity or femininity which is innate, the evidence of hermaphroditism lends support to a conception that, psychologically, sexuality is undifferentiated at birth and that it becomes differentiated as masculine or feminine in the course of the various experiences of growing up.”<sup>10</sup>

Zur Bezeichnung des ‚psychologischen Geschlechts‘ hatte Money den Terminus ‚gender role‘ in die Medizin eingeführt,<sup>11</sup> um, wie er rückblickend kommentierte, „not to confuse the sex of the genitalia and their activities with nonerotic and nongenital sex roles and activities that are prescribed culturally and historically“:<sup>12</sup> „By the term, gender role, we mean all those things that a person says or does to disclose himself or herself as having the status of boy or man, girl or woman, respectively. It includes, but is not restricted to sexuality in the sense of eroticism.”<sup>13</sup>

Dass die Geschlechtsrolle für Money [u. a.] die (hetero-)sexuelle Orientierung einschloss –

<sup>6</sup> Money [u. a.] (1955). 1957 hatte sich die Zahl der untersuchten Patienten auf 105 erhöht (Money [u. a.] (1957).)

<sup>7</sup> Morphologie der äußeren Geschlechtsorgane, Keimdrüsen-geschlecht, andere innere Geschlechtsstrukturen, hormonales Geschlecht einschließlich sekundäre Geschlechtsmerkmale, chromosomales Geschlecht. (Money [u. a.] (1955), S. 301f.)

<sup>8</sup> Money [u. a.] (1957), S. 333. Bezogen auf die bis 1955 untersuchten 76 Hermaphroditen schlüsselten Money [u. a.] die Kongruenzen und Inkongruenzen für jedes der fünf physischen Merkmale in einer Matrix auf. (Money [u. a.] (1955), S. 303-307.)

<sup>9</sup> Money [u. a.] (1955), S. 308f; Money [u. a.] (1957), S. 334. Money [u. a.] überzeugte aufgrund dessen auch die Vermutung eines anderen angeborenen Ursprungs von Männlichkeit und Weiblichkeit nicht - sie nannten die z. B. von Krafft-Ebing geäußerte Vermutung, es gebe bestimmte psychische Männlichkeit bzw. Weiblichkeit bedingende Gehirnzentren. (Money [u. a.] (1955), S. 308.) Für eine Kritik an Moneys Schlussfolgerungen vgl. z. B.: Imperato-McGinley (1979), S. 1235.

<sup>10</sup> Money [u. a.] (1955), S. 308.

<sup>11</sup> Zuvor wurde laut Money der Begriff ‚gender‘ fast ausschließlich in der Philologie zur Beschreibung einer „Eigenschaft von Substantiven und Pronomina“ benutzt. Das *Oxford English Dictionary* weist als eine frühe der seltenen Verwendungen von ‚gender‘ zur Kennzeichnung des Geschlechts einer Person einen Brief von 1709 nach. (Money (1994), S. 20f.)

<sup>12</sup> Money (1973a), S. 398. Money meinte, der erste gewesen zu sein, der den Terminus ‚gender role‘ - zumindest gedruckt - benutzt hat. (a.a.O., S. 397.)

<sup>13</sup> Money [u. a.] (1955), S. 302.

eine männliche Geschlechtsrolle implizierte, dass Frauen begehrt werden, eine weibliche, dass Männer begehrt werden –, stand in der Tradition der Sexualwissenschaft der Jahrhundertwende. Die weiteren Kriterien der Geschlechtsrolle, die Money [u. a.] anführten, implizierten einen geschlechterstereotypen Forscherblick: „generelle Eigenschaften, Verhalten und Auftreten“, bevorzugte Spiele und Freizeitinteressen, „Gesprächsthemen bei spontaner Konversation und zwanglosen Äußerungen; Inhalte von Träumen, Tagträumen und Phantasien; Antworten auf nondirektive Fragen und in projektiven Tests; erotische Praktiken sowie Antworten auf direkte Fragen“.<sup>14</sup>

Wie wurde die Differenzierung der Geschlechtsrolle nach der Geburt konstruiert? Money [u. a.] versuchten zwar, dem Eindruck entgegenzutreten, sie würden einen naiven sozialen Determinismus vertreten, und wiesen darauf hin, dass die Etablierung der Geschlechtsrolle nicht als automatische mechanistische Folge des anerzogenen Geschlechts zu verstehen sei: „Rather, it appears that a person’s gender role and orientation becomes established, beginning at a very early age, as that person becomes acquainted with and deciphers a continuous multiplicity of signs that point in the direction of his being a boy, or her being a girl.“<sup>15</sup>

Aber die weiteren Erläuterungen lassen diese Bekundung gegen einen sozialen Determinismus rhetorisch erscheinen. Money [u. a.] betonten, dass die Tatsache, dass sich die Geschlechtsrolle im Laufe des Heranwachsens etabliere, nicht bedeute, dass diese leicht veränderbar sei. Im Gegenteil: eine einmal gelernte Geschlechtsrolle sei wie eine Muttersprache unauslöschlich eingepägt. Die Prägung der Geschlechtsrolle – „gender imprinting“ – beginne mit der Geburt und erreiche ihre kritische Phase im Alter von 18 Monaten; bereits im Alter von zweieinhalb Jahren sei die Geschlechtsrolle fest eingerichtet:<sup>16</sup> “This imprinting of a perceptual stimulus is a kind of learning that will occur only during a limited critical period in the life cycle. Once having occurred, it is remarkably permanent and unmodifiable.”<sup>17</sup>

Das von Money [u. a.] formulierte Prägungsparadigma formulierte die gelernte Geschlechtsrolle als zweite Natur: “psychologic functions, such as gender role and orientation, may become so ineradicable as to appear innately instinctive”.<sup>18</sup> Hatten Money [u. a.] 1955 eine psychosexuelle Neutralität bei der Geburt behauptet,<sup>19</sup> so wiesen sie zwei Jahre später darauf hin, dass aufgrund der seltenen Fälle von Hermaphroditismus, bei denen Erziehungs geschlecht und Geschlechtsrolle nicht übereinstimmten, also ein Geschlechtswechsel gewünscht werde, auch eine Bedeutung von angeborenen physischen Geschlechtsmerkmalen für die

---

<sup>14</sup> Money [u. a.] (1955), S. 302; deutsche Übersetzung zitiert nach: Money (1994), S. 22f.

<sup>15</sup> Money [u. a.] (1957), S. 335.

<sup>16</sup> Money [u. a.] (1955), S. 309f. Grundlage dieser Behauptung von Money [u. a.] war die sich auf ihre Intersexuellen-Studie stützende Annahme, dass die Wahrscheinlichkeit einer aus einem Geschlechtswechsel resultierenden psychischen Störung erheblich größer sei, wenn die Kinder älter als 27 Monate alt sind. Bei 14 der untersuchten 105 Hermaphroditen war die Änderung der Geschlechtszuschreibung nicht in den ersten Lebenswochen erfolgt. (Money [u. a.] (1957), S. 334.)

<sup>17</sup> Green / Money (1960), S. 160.

<sup>18</sup> Money [u. a.] (1957), S. 335.

<sup>19</sup> Money [u. a.] (1955), S. 308.

Ausbildung der Geschlechtsrolle angenommen werden müsse: „neither a purely hereditary nor a purely environmental doctrine of the origins of gender role and orientation – of psychologic sex – is adequate.“<sup>20</sup> Entscheidend sei nicht, ob eine Entwicklung biologisch bedingt sei oder nicht, sondern, ob das Ergebnis dieser Entwicklung veränderbar sei oder nicht.<sup>21</sup> Wie unveränderbar die einmal anerzogene Geschlechtsrolle sei, machte für Money wie zuvor für Ellis die Tatsache deutlich, dass Hermaphroditen diese selbst bei ihr widersprechenden äußeren Genitalien fast immer beibehalten würden.<sup>22</sup>

Auf der Basis seiner Untersuchung von Intersexuellen entwickelte Money unter Einbeziehung der Hypothese eines pränatalen neuroendokrinen Geschlechtsdimorphismus Ende der 1960er Jahre eine allgemeine bio-psychogenetische Theorie der Entwicklung von Geschlechtsidentität und –rolle.

Eine zentrale Hypothese dieser Theorie war die sequentielle Entwicklung der Geschlechtsidentität als Resultat von biologischen und Umwelteinflüssen. Es sei weder möglich noch wünschenswert, biologische und psychologische, angeborene und erworbene Anteile zu trennen:<sup>23</sup> „the conceptual problem lurking in the nature-nurture dichotomy is that the two interact. They are not independent variables.“<sup>24</sup> Diese Entwicklung nehme ihren Anfang im Dimorphismus der Geschlechtschromosomen, der fötalen Keimdrüsen und Hormone. Die fötalen Hormone würden dann einen Dimorphismus der Genitalien und des Gehirns bewirken. Nach der Geburt bestimme die Gestalt der Genitalien das Verhalten der Umwelt, die Selbstwahrnehmung der Genitalien das Körperbild. Körperbild, Umwelt und hormonell geprägtes Gehirn formten die Geschlechtsidentität und -rolle der Kindheit, die sich in der Pubertät durch Hormone, die das Erscheinungsbild des Körpers veränderten und die „pubertäre Erotik“ beeinflussen würden, zur Geschlechtsidentität des Erwachsenen weiterentwickelte.<sup>25</sup>

Aus dieser Hypothese lässt sich ableiten, dass das in den medizinisch-psychiatrischen Diskurs eingeführte ‚gender‘ kein Vorbote des späteren sozialwissenschaftlichen (De-)Konstruktivismus war.<sup>26</sup> Denn Money löste nicht die angebliche Natürlichkeit von Geschlecht

---

<sup>20</sup> Money [u. a.] (1957), S. 334. Insofern irrt Meyer-Bahlburg, wenn er Moneys Aufgabe der Annahme einer psychosexuellen Neutralität bei der Geburt auf dessen neuroendokrinologische Forschung, insbesondere auf die Untersuchungen von Hermaphroditen der 1960er Jahre, zurückführt. (Meyer-Bahlburg (1982), S. 684.)

<sup>21</sup> Money (1988), S. 7.

<sup>22</sup> Money [u. a.] (1955), S. 307; Ellis (1945), S. 119. Da kein physisches Geschlechtsmerkmal, sondern das Zuschreibungs- und Erziehungsgeschlecht als das für die Geschlechtsrolle von Hermaphroditen entscheidende galt, wurde der Rat gegeben, sich bei der Wahl des Geschlechts pragmatisch an der Gestalt der äußeren Geschlechtsorgane und den gegebenen Möglichkeiten ihrer chirurgischen Umgestaltung zu orientieren, um den Hermaphroditen Unannehmlichkeiten zu ersparen. (Money [u. a.] (1957), S. 334.)

<sup>23</sup> Money (1973a), S. 399. Später erklärte der Money-Schüler Green dieses Problem zu einem von „chickens and eggs“. (Green (1987), S. 28) Nicht dieses unlösbare Problem sei entscheidend, sondern die Tatsache, dass „sex differences in children’s identity, behaviors, and attitudes emerge early“. (a.a.O., S. 46.)

<sup>24</sup> Money (1977), S. 76; vgl.: “Gender coding is both multivariate and sequential, and it is neither exclusively biological nor exclusively social, buth a product of both.” (Money (1988), S. 54.)

<sup>25</sup> Money / Ehrhardt (1972), S. 2-4.

<sup>26</sup> Zu Moneys späterer Kritik am sozialwissenschaftlichen Dekonstruktivismus vgl. Money (1994), S. 24f.; vgl. auch Moneys kritisches Vorwort (Money (1990)) zu einer anthropologischen Studie über die Hijras in

in ‚gender‘ als sozialer Konstruktion auf, sondern band umgekehrt ‚gender‘ an die Biologie, an ‚sex‘. Und das begründete Bipolarität: die Entwicklung der Geschlechtsidentität sei als Fortsetzung der embryonalen Geschlechtsdifferenzierung notwendig dimorph: „Psychosexual (or gender-identity) differentiation is (...) a continuation of the embryodevelopment of sex. Alone among the divers functional systems of embryonic development, the reproductive system is sexually dimorphic. *So also* [meine Hervorh.] in subsequent behavioral and psychic development, there is sexual dimorphism.“<sup>27</sup>

Die absoluten Bestimmungskriterien einer Geschlechtsidentität seien reproduktionsspezifisch: „men impregnate, and women menstruate, gestate, and lactate. (...) Immutability of the procreative sex difference will undoubtedly remain as if absolute for most men and women forever.“<sup>28</sup> Hieraus leitete Money sämtliche Unterschiede der Geschlechter ab – auch wenn er konzidierte, dass beim Menschen die Ermittlung uranfänglicher „cultur-free“ Männlichkeit und Weiblichkeit unmöglich sei, weil diese nur innerhalb einer Kultur existieren würden: „there are neither divine nor scientific revelations as to what is absolutely pure masculinity or absolutely pure femininity“.<sup>29</sup> Money differenzierte vier Ebenen von Geschlechtsunterschieden:<sup>30</sup> a) „sex irreducible“: durch Geschlechtshormone; b) „sex derivative“: durch Langzeitfolgen einer prä- und neugeburtlichen Hormonkodierung des Gehirns;<sup>31</sup> c) „sex adjunctive“: die soziale ‚gender‘-Kodierung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung;<sup>32</sup> d) „sex adventitious“: Erweiterung der sozialen Kodierung, meist bedingt durch eine ungleiche Machtverteilung zwischen den Geschlechtern. Diese dem jeweiligen Geschlecht extrinsischen Merkmale seien die sozial entscheidenden, da sie unabhängig von der Sichtbarkeit der anderen intrinsischen Merkmale, insbesondere der Genitalien, Grundlage der Geschlechtszuschreibung seien.<sup>33</sup>

---

Indien. Das ist eine hinduistische Gemeinschaft von Männern, die sich wie Frauen kleiden und benehmen, sich emaskulieren lassen (Kastration und Penisamputation ohne Konstruktion einer Vagina) und als institutionalisiertes drittes Geschlecht („third gender role“) rituelle Aufgaben erfüllen. (Nanda (1990), S. XV.)

<sup>27</sup> Money / Ehrhardt (1972), S. 1. Money bezeichnete Sexologie entsprechend als „science (...) of the differentiation and dimorphism of sex“. (Money (1973b), S. 10) Später schrieb Money entsprechend, nur mit neuer Begrifflichkeit: „Gender coding is by definition dualistic.“ (Money (1988), S. 72.)

<sup>28</sup> Money (1988), S. 54; vgl. Money (1973b), S. 8. Seine Ahnung, dass sich, forciert durch die Möglichkeiten der Gen- und Reproduktionstechnologie, Geschlechtsidentität von der jeweiligen reproduktiven Rolle entkoppeln könnte, irritiert indes nicht die programmatisch aus der an Eizellen und Spermien gebundenen Fortpflanzung der Gattung Mensch abgeleiteten dimorphen Geschlechtsidentitäten. (Money (1988), S. 55.)

<sup>29</sup> Money (1988), S. 54, 76.

<sup>30</sup> Money (1988), S. 54.

<sup>31</sup> Die von Money auf Grund von Tierversuchen und klinischen Daten angegebenen Merkmale sind u. a.: „Kinesis or overall muscular energy expenditure“, „roaming“, „competitive rivalry (...) for position in the dominance hierarchy of one's peer group“, „intruder aggression“, „parental aggression in defense of the young“, „nestling the young“, „parentalism“, „positioning in sexual rehearsal play“ und „visual sexueroetic arousal“. (Money (1988), 58-67.)

<sup>32</sup> Ein geschlechtsuntypischer Beruf galt Money als Hinweis auf eine transponierte Geschlechtsidentität. Die Betroffenen hätten diesen Beruf gewählt „on the basis of having grown up with a predisposition toward a gender-transposed career, insofar as they are sufficiently gender-transposed within themselves“. Die Beispiele lassen an Plakativität nichts zu wünschen übrig: der Mann als Modedesigner oder Frisör, die Frau als Stallbursche oder Guerillaterrorist. (Money (1988), S. 67f.) Vgl. Dienes (1973), S. 96.

<sup>33</sup> Money (1988), S. 69f.

Prägung, Programmierung, Kodierung: Money konstruierte Geschlechtsidentität und –rolle als früh fixiertes unveränderbares Produkt von Identifikation und Komplementierung. Eine Prägung stellte nicht nur wegen ihrer Begrenzung auf eine bestimmte Lebensphase eine stark eingeeengte Form des Lernens dar. Der von Money benutzte ethologische Begriff ‚imprinting‘ weckt die Assoziation des Lorenz’schen Experiments mit Graugänse- und Stockentenküken: während Graugänseküken das erste Lebewesen, dem sie nach der Geburt begegnen, als ihre Mutter akzeptieren, kann bei Stockentenküken eine Mutterprägung erst durch Nachahmung bestimmter optischer und akustischer Reize hervorgerufen werden. Und der Begriff verweist auf die zugrunde liegende Theorie des Behaviourismus. Klassische behaviouristische Lerntheorien ignorierten den Unterschied Tier – Mensch<sup>34</sup> und meinten, komplexes menschliches Verhalten sei auf einfache Gesetze zurückführbar.<sup>35</sup> Die Ablehnung mentalistischer Begriffe und Methoden galt bis in die 1970er Jahre auch für die in den 1940er Jahren auf der Basis der behaviouristischen Reiz-Reaktions-Theorie entwickelte Theorie des sozialen Lernens,<sup>36</sup> die sich durch einzelne psychoanalytische Konzepte wie dem der Identifikation inspirieren ließ.<sup>37</sup> Lerntheoretisch wurde die unbewusste libidoorganisierte Identifizierung zur Imitation. Für Money wurden Geschlechtsidentität und –rolle durch direkte Imitation eines Modells, primär des gleichgeschlechtlichen Elternteils, gelernt – und durch Komplementierung als ein Lernen primär vom andersgeschlechtlichen Elternteil.<sup>38</sup> Das positiv kodierte Schema leite das der Geschlechtsrolle angemessene Verhalten, das negativ kodierte Schema diene einerseits „as a template, so to speak, of what not to do“, andererseits dazu, das Verhalten des anderen Geschlechts vorhersagen und angemessen auf dieses reagieren zu können.<sup>39</sup> So wisse ein Junge darum, „ein Junge zu sein, weil er auch weiß, nicht Mädchen zu sein“.<sup>40</sup>

Das durch die Mechanismen Verstärkung und Vermeidung funktionierende Lernen – also mit Belohnung und Strafe – könne sich auf eine offenkundige Vorschrift und Unterweisung

---

<sup>34</sup> So John Watson 1913 in seinem programmatischen Artikel „Psychology as the behaviorist views it“. (Sanders (1978), S. 47.)

<sup>35</sup> Das meinten z. B. Edward C. Tolman, Clark L. Hull, Burrhus F. Skinner und Edwin R. Guthrie. (Kimble (1977), S. 372.)

<sup>36</sup> In den 1970er Jahren integrierten Lerntheoretiker wie Albert Bandura und Walter Mischel – wohl als Reaktion auf die Kritik der kognitiven Entwicklungspsychologie – Bewusstseinsprozesse in die Lerntheorie und meinten, Verstärkung und Strafe hätten keine automatischen Auswirkungen auf zukünftiges Verhalten, sondern führten zur Bildung von Erwartungen über die wahrscheinlichen Konsequenzen, die das zukünftige Verhalten leiten würden. (Huston (1983), S. 396) Der von Skinner operante Konditionierung genannte Mechanismus postulierte dagegen die Beeinflussung von willkürlichem Verhalten ohne Rückgriff auf einen ein Bewusstsein implizierenden Willen. Der Lernprozess bestand für ihn in einer Rückkopplung der Folgen (Belohnung oder Bestrafung) des Verhaltens in den Organismus, wodurch sich die Wahrscheinlichkeit für das wiederholte Auftreten des Verhaltens ändere. (Sanders (1978), S. 269f.)

<sup>37</sup> Baldwin (1974), S. 155f. Inspiration meint keine lerntheoretische Umformulierung der psychoanalytischen Theorie, da wesentliche Bestandteile dieser Theorie (z. B. das Problem des Bewusstseins und des Unbewussten, die Triebtheorie und die Theorie der psychosexuellen Entwicklung) ignoriert wurden. (ebd.)

<sup>38</sup> Money / Ehrhardt (1972), S. 163. Der „Erwerb der Rollen und Verhaltensmuster des eigenen Geschlechts“ ist eine Konsequenz der Identifikation, verstanden als eine „sehr generalisierte Nachahmung vieler Merkmale“ einer Person. (Baldwin (1974), S. 180.)

<sup>39</sup> Money / Ehrhardt (1972), S. 19; Money (1977), S. 66; vgl. Money (1973b), S. 7.

<sup>40</sup> Money (1972), S. 76; vgl. Money (1994), S. 30.

oder auf eine versteckte Aneignung von Erfahrung beziehen.<sup>41</sup> Der Money-Schüler Richard Green brachte die Lerntheorie auf drei Thesen: 1. Kinder wollen Bestätigung und Lob bekommen; 2. Eltern geben ihnen Bestätigung und Lob, wenn sie das als sozial angemessen angesehene geschlechtstypische Verhalten übernehmen; 3. Männliche Kinder lernen so, Jungen zu sein, und weibliche Kinder, Mädchen zu sein.<sup>42</sup>

Lerntheoretisch wurde Bewusstsein auf Verhalten<sup>43</sup> und Geschlechtsidentität auf Geschlechtsrolle zurückgeführt. Aus methodischen Gründen – Identität ist als Phänomen der Lerntheorie nicht zugänglich<sup>44</sup> – verzichtete Money zunächst auf eine Definition von Geschlechtsidentität. Geschlechtsidentität und Geschlechtsrolle bezeichnete er als zwei Seiten einer Medaille, die sich „nach der Geburt in dialektischem Verhältnis“ herausbilden würden.<sup>45</sup> Die Geschlechtsidentität sei nichts anderes als die subjektiv erfahrene Geschlechtsrolle.<sup>46</sup> Jene sei direkt nur dem jeweiligen Menschen selbst zugänglich und lasse sich für andere nur durch Manifestationen der Geschlechtsrolle erschließen.<sup>47</sup> Doch da andere Wissenschaftler von Geschlechtsidentität sprachen, tat Money es schließlich auch und definierte 1967: „The sameness, unity, and persistence of one’s individuality as male or female (or ambivalent), in greater or lesser degree, especially as experienced in self-awareness and behavior. Gender identity is the the private experience of gender role, and gender role is the public expression of gender identity.“<sup>48</sup>

Bezogen auf die seiner Meinung nach alles entscheidende frühkindliche Phase – Money rezipierte den von Stoller geprägten Begriff „core gender identity“<sup>49</sup> – hielt er am Prägungskonzept der 1950er Jahre fest, da das Lernen auf eine kritische Phase beschränkt sei und sich das Gelernte besonders dauerhaft einprägen.<sup>50</sup> Money dehnte jedoch die lebensgeschichtliche

---

<sup>41</sup> Money (1977), S. 66. Albert Bandura und Richard Walters meinten, eine positive Verstärkung sei nicht prinzipiell notwendig für ein imitierendes Lernen, wohl aber, damit das Gelernte auf Dauer beibehalten werde. So könne ein unerwünschtes gelerntes Verhalten, das von der Gesellschaft nicht stark abgelehnt werde, auch ohne Strafe nur mangels Belohnung eliminiert werden. (Ratloff (1977), S. 293.)

<sup>42</sup> Green (1974b), S. 22.

<sup>43</sup> Tolman schrieb 1932, geistige Abläufe seien für den Behaviouristen bestenfalls abgeleitete Determinanten und auf Verhalten zurückführbar. (Sanders (1978), S. 136) Skinner bezeichnete Bewusstsein als gelerntes „selbstbeschreibendes Verhalten“. (a.a.O., S. 297.)

<sup>44</sup> Springer (1981), S. 66. So vermied Money manchmal den Begriff Identität und sprach von einer internalisierten subjektiven Rolle. (Money (1991), S. 110.)

<sup>45</sup> Money (1972), S. 76. Teilweise verwendete Money das Akronym „G-I/R“, um die Einheit von Geschlechtsidentität und Geschlechtsrolle ausdrücken. (Money (1994), S. 26.)

<sup>46</sup> Money (1973a), S. 398.

<sup>47</sup> Money (1991), S. 110.

<sup>48</sup> Money (1973a), S. 398f. Abweichend nannte Money einen anderen Text aus dem Jahr 1968, in dem er zum erstenmal der Begriff ‚gender identity‘ verwendet habe. (Money (1994), S. 23.)

<sup>49</sup> Money / Ehrhardt (1972), S. 176; Money (1973a), S. 399; Money (1977), S. 65. Stoller wurde von Money dafür gelobt, als erster Psychoanalytiker seine Erkenntnisse aus der Hermaphroditen-Forschung für eine Revision der psychoanalytischen Theorie der präödpalen psychosexuellen Differenzierung genutzt zu haben. (Money (1973a), S. 399.)

<sup>50</sup> Money / Ehrhardt (1972), S. 177f. Gegenüber seiner früheren Behauptung, bereits mit 2 1/2 Jahren sei die Geschlechtsrolle fest geprägt, verlängerte er jedoch die als kritisch angesehene Phase: die Geschlechtsidentität etabliere sich in den drei bis vier Jahren ab Beginn des Spracherwerbs (ca. 18. Monat). (Money (1969),

Spanne der Ausbildung einer voll ausgeprägten stabilen Geschlechtsidentität und –rolle bis zur Pubertät aus<sup>51</sup> und bezeichnete Ende der 1960er Jahre den gesamten Prozess mit den der Computersprache entlehnten Begriffen der Programmierung und Kodierung – eine Theorie auf der Höhe der Zeit. Die Assoziation Computer – Gehirn lag nahe: wie ein Computer programmiert wird und das eingegebene Programm speichert, programmieren für Money postnatale Einflüsse das Gehirn. Genauer gesagt, sie programmieren es weiter, denn die Programmierung beginne schon pränatal:<sup>52</sup> „Phyletically written parts of the program (...) exert their determining influence particularly before birth, and leave a permanent *imprimatur* [Hervorh. im Original]. (...) Postnatally, the programing of psychosexual differentiation is (...) a function of biographical history, especially social biography. (...) Once written, the social-biography program leaves its *imprimatur* as surely as does the phyletic. The long-term effects of the two are equally fixed and enduring.”<sup>53</sup>

Ziel von Moneys Konzeption einer interaktiven Genese der Geschlechtsidentität war es, das Primat der Biologie zu sichern. Die verkündete Einheit von Psyche und Gehirn – „mind and brain constitute one unity“<sup>54</sup> – bedeutete die Aufhebung des Psychischen im Biologischen: „The postnatal determinants that enter the brain through the senses by way of social communication and learning also are biological, for there is a biology of learning and remembering. That which is not biological is occult, mystical, or to coin a term, spookological.“<sup>55</sup>

Aus dieser Theorie der Entwicklung von Geschlechtsidentität und –rolle leitete Money einen Erziehungsauftrag ab: „To secure a child’s correct gender-identity differentiation, it is important to establish in that child’s earliest experience that the implications of the phyletically prescribed elements of gender dimorphism are not, as they may otherwise appear to be, optional.”<sup>56</sup> Money und Green empfahlen zur Vorbeugung von Geschlechtsidentitätsstörungen die Anerziehung der biologisch und kulturell akzeptierten Geschlechtsrolle, was am ehesten durch beispielhaftes Vorleben der Eltern erreicht werde.<sup>57</sup> Doch die Eltern müssten kein *perfektes* Modell dieser Rollen für das Kind abgeben. Wichtig sei die Vermittlung unzweideutig unterscheidbarer Geschlechtsrollen. Die gezogene Grenze müsse als Minimum die repro-

---

S. 92) An anderer Stelle schrieb Money, die Differenzierung der Geschlechtsidentität sei im Alter von 4 1/2 Jahren erstaunlich vollständig. (Money (1973a), S. 399.)

<sup>51</sup> Money (1969), S. 92; Money / Ehrhardt (1972), S. 23.

<sup>52</sup> In Texten der 1990er Jahre definierte Money „gender coding“ als das „kombinierte genetische, hormonale und soziale Kodieren, das Körper, Psyche und/oder Verhalten entweder eindeutig männlich, eindeutig weiblich oder nichteindeutig androgyn festlegt, gemessen an teilweise arbiträren Standardkriterien“. (Money (1994), S. 26) Vgl. Money (1991), S. 108.

<sup>53</sup> Money / Ehrhardt (1972), S. 1f. Der Begriff ‘*imprimatur*’ soll in Analogie zur Druck- und Veröffentlichungserlaubnis eines Textes bedeuten, “that a permitted or sanctioned part of the program of development expresses itself and leaves permanent sequelae”. (a.a.O., S. 286.)

<sup>54</sup> Money (1988), S. 71. Der biologischen Kodierung des Nicht-Biologischen adäquat, bezeichnete sich Money als “the first pediatric psychoendocrinologist”. (Money (1991), S. 107.)

<sup>55</sup> Money (1993), S. 163; vgl. Money (1988), S. 53f.; Money (1991), S. 108.

<sup>56</sup> Money / Ehrhardt (1972), S. 164.

<sup>57</sup> Green / Money (1960), S. 167.

duktive und erotische Rolle klarstellen.<sup>58</sup> Mit anderen Worten: Das Minimum war eine Erziehung gemäß der Norm der Heterosexualität.

Die von Money entworfene Psychogenese der Geschlechtsidentität war ein Normalisierungsmodell, bei dem in erster Linie die Eltern als Vermittler der gesellschaftlichen Rollenerwartungen an das Kind fungieren. Das Modell war biologistisch, dualistisch und total. Alle Konstruktionen laufen in einem Punkt zusammen: der zweigeschlechtlichen Fortpflanzung der Gattung Mensch.

### *10.1.2 Analogieschluss: ‚Gender Crosscoding‘ – Transsexuelle als Opfer einer kindlichen Fehlprägung oder pathogenen Familiendynamik*

Transsexuelle stellten mit ihrem Wunsch nach Geschlechtsumwandlung eine Herausforderung für dieses lerntheoretische Modell der Entwicklung der Geschlechtsidentität dar. Denn einerseits bestätigten sie die Theorie, weil sich ihre Geschlechtsidentität unabhängig von den somatischen Geschlechtsmerkmalen konträr zu diesen entwickelt hatte. Andererseits widersprachen sie der Theorie, weil ihre Geschlechtsidentität auch nicht dem Zuweisungs- und Erziehungsgeschlecht entsprach. Die Annahme, dass in der Entwicklung ihrer Geschlechtsidentität gestörte Hermaphroditen meist schon in der frühen Kindheit ihr Erziehungsgeschlecht als eindeutig falsch verwerfen würden, bildete die Grundlage der lerntheoretischen Hypothese zur Entstehung von Transsexualität – ein Analogieschluss, der sich nicht auf schlüssige Argumente stützte, sondern auf dem Willen zur Legitimation des von Transsexuellen geäußerten Wunsches nach Geschlechtsumwandlung basierte.

“Under special circumstances in a developing child, the complementary and the identification schemas may become transposed. Such a transposition occasionally occurs in an hermaphrodite child, with a resultant decision in favor of sex reassignment. Some anatomically normal children reach the same transsexual decision, on the basis of an etiology chiefly unknown.”<sup>59</sup> Nur wenige Hermaphroditen würden keine mit dem Zuweisungs- und Erziehungsgeschlecht kongruente Geschlechtsidentität entwickeln. Diese Entwicklung hänge nicht direkt mit den für eine hermaphroditische Anomalie verantwortlichen somatischen Faktoren, weder mit dem genetischen noch mit dem Keimdrüsengeschlecht, zusammen.<sup>60</sup> Entscheidend seien

---

<sup>58</sup> Money / Ehrhardt (1972), S. 164; Money (1972), S. 76. Für Money wurde die sexuelle Orientierung, die „sexuoerotic component“ der Geschlechtsidentität, durch prä- und postnatale Einflüsse (hormonelle Prägung des Gehirns und soziale Lernprozesse) unveränderbar ins Gehirn kodiert. (Money (1988), S. 74; vgl. Money (1991), S. 110f.) Money begründete seine Einordnung der Homosexualität als Variante einer transponierten Geschlechtsidentität scheinbar naiv mit der statistischen Norm der Heterosexualität. (Money (1988), S. 103) Diese Begründung verdeckt, dass die statistische Norm für Money insofern eine moralische (oder, wie er schrieb, (a.a.O., S. 127) eine ideologische) Norm war, als er die Erziehung zur Heterosexualität als Auftrag an die Eltern formuliert hat.

<sup>59</sup> Money (1977), S. 66; vgl. Money / Primrose (1968), S. 483.

<sup>60</sup> Money / Ehrhardt (1972), S. 153. Es lasse „sich kein eindeutiger Zusammenhang zwischen dem genetischen Geschlecht, dem standesamtlich festgehaltenen Geschlecht und der gewünschten Neufestsetzung finden“. (Money (1972), S. 75; vgl. Money (1977), S. 65) Im Gegenteil: von Hermaphroditen mit gleichem Syndrom, denen aufgrund uneindeutiger Genitalien teilweise das männliche, teilweise das weibliche Geschlecht zugeschrieben worden sei, würden vereinzelt weiblich erzogene Hermaphroditen einen Wechsel zum männlichen Geschlecht, und männlich erzogene einen Wechsel zum weiblichen Geschlecht wünschen. (Money / Ehrhardt (1972), S. 158-160; vgl. Money (1969), S. 106.)

vielmehr zwei Unsicherheitsfaktoren: 1. eine uneindeutige Haltung der Umwelt: vor allem eine von den Eltern gezeigte Ambivalenz in Bezug auf die Geschlechtszuschreibung – etwa dadurch bedingt, dass die Eltern von den Ärzten hinsichtlich der Diagnose im Unklaren gelassen worden seien, oder ihnen die Möglichkeit eines späteren Geschlechtswechsels angekündigt worden sei; 2. eine uneindeutige körperliche Erscheinung: während der Kindheit nicht chirurgisch korrigierte Genitalien, verstärkt durch die Reaktion der Umwelt auf diese körperliche Besonderheit, würden beim hermaphroditischen Kind, das spüre, dass etwas mit ihm nicht stimme, zu einer schließlich nicht mehr zu ertragenden kognitiven Dissonanz führen.<sup>61</sup> Der erstgenannte Faktor hatte für Money Priorität: die verunsichernde Wirkung eines widersprüchlichen Geschlechtskörpers könne durch eine in Bezug auf das Geschlecht des Kindes eindeutige Erziehung kompensiert werden.<sup>62</sup>

Nur sehr selten resultiere aber aus einer hinsichtlich der Geschlechtszugehörigkeit zweideutigen Erziehung eine zwitterige widersprüchliche Geschlechtsidentität. In den meisten Fällen äußerten diese Kinder laut Money den Wunsch nach einem Geschlechtswechsel („self-reassignment“), der gewöhnlich in deren früher Kindheit umgesetzt werde.<sup>63</sup> Im Gegensatz zu Money betonte Stoller, dass es für Hermaphroditen, die in einer Atmosphäre elterlicher Zweifel bezüglich ihrer Geschlechtszugehörigkeit aufgewachsen seien, auch noch nach der frühen Kindheit möglich sei, ihr Geschlecht zu wechseln, ohne eine psychische Störung davonzutragen, weil sie weder eine männliche noch eine weibliche Kern-Geschlechtsidentität entwickelt hätten, sondern eine hermaphroditische Geschlechtsidentität:<sup>64</sup> „Such a person feels he belongs to neither of the sexes to which everyone else belongs; while he develops aspects of both genders, he exists outside of both in a new category. (...) He is a *member of a third gender (a hermaphroditic gender)*, and the resulting character structure and the special ways he has of managing his life (...) produce a different core gender identity and therefore a different life perspective. (...) For these patients, to change sex is not to threaten the sense of one's existence, the core identity [meine Hervorh.].“<sup>65</sup>

Stoller beschrieb hermaphroditische Fälle, bei denen ein Geschlechtswechsel in der Kindheit, Adoleszenz oder sogar im Erwachsenenalter ohne psychische Probleme vollzogen wor-

---

<sup>61</sup> Money (1977), S. 64; vgl. Money (1969), S. 113.

<sup>62</sup> Money (1969), S. 108.

<sup>63</sup> Money (1977), S. 64f.; vgl. Money (1972), S. 75. Dieser von Hermaphroditen selbst geäußerte Wunsch nach einem Geschlechtswechsel („self-reassignment“) dürfe nicht mit dem ärztlicherseits verordneten Geschlechtswechsel („sex reassignment by edict“) verwechselt werden, der nach der Ausbildung der Kern-Geschlechtsidentität meist schwere psychische Folgen habe. (Money (1977), S. 65) Es überwiege der Wechsel vom weiblichen zum männlichen Geschlecht, da Hermaphroditen mit uneindeutigen Genitalien bei der Geburt das weibliche Geschlecht zugeschrieben werde, wenn keine Hoden ertastet werden könnten. (Money (1969), S. 109f.)

<sup>64</sup> Stoller (1964b), S. 455. Die veröffentlichten Kasuistiken von gelungenen Geschlechtswechseln enthielten laut Stoller Hinweise, die seine Hypothese stützten: „uncertainty about the patient's gender was part of the growing child's milieu and became part of its identity. No wonder these people could change. And no wonder the authors report happy results.“ (Stoller (1964a), S. 684.)

<sup>65</sup> Stoller (1964b), S. 455, 457.

den war.<sup>66</sup> Doch nicht Stollers Konzept einer dritten uneindeutigen ‚Gender‘-Kategorie setzte sich durch, sondern Moneys Eindeutigkeit behauptende Hypothese.<sup>67</sup>

Der Analogieschluss von der Genese einer dem Erziehungsgeschlecht widersprechenden Identität von Intersexuellen auf die Genese der Geschlechtsidentität von Transsexuellen war problematisch. Denn ein diagnostizierter Hermaphroditismus entfiel als Grund für eine hinsichtlich des Geschlechts zweideutige Erziehung; die körperliche Erscheinung, insbesondere die der Genitalien, war geschlechtlich eindeutig und bot keine Grundlage für die Entwicklung einer kognitiven Dissonanz seitens des Transsexuellen. Zudem stimmten bei Transsexuellen sämtliche somatische Geschlechtsvariablen mit dem zugeschriebenen Geschlecht und nicht mit der Geschlechtsidentität überein.<sup>68</sup> Money wusste um die strategische Bedeutung einer biologischen Rechtfertigung eines Geschlechtswechsels: „In contrast to hermaphroditic transsexualism, there is no such ready justification available in the case of eonistic transsexualism.“<sup>69</sup> Deswegen fehlte auch hier nicht die Bemerkung, dass bei eonistischer, also nicht-hermaphroditischer, Transsexualität keine *messbare* Diskrepanz zwischen dem zugeschriebenen Geschlecht und den somatischen Geschlechtsmerkmalen vorhanden sei.<sup>70</sup> In puncto biologischer Ursache der Transsexualität kalkulierte auch Money die Entdeckungen der Zukunft mit in seine Argumentation ein.<sup>71</sup>

Trotz der beschriebenen Problematik wurde analog die Hypothese aufgestellt, auch Transsexuelle hätten eine bereits frühkindlich unveränderbar fixierte Kern-Geschlechtsidentität, die ihrem Zuweisungsgeschlecht und dem Geschlecht des Körpers widerspreche. Money unterschied verschiedene Varianten transponierter ‚Gender‘-Kodierungen („gender crosscoding“) anhand der Anzahl der transponierten Aspekte der Geschlechtsidentität bzw. Geschlechtsrolle und der Dauerhaftigkeit der Transposition.<sup>72</sup> Die äußeren Genitalien bestimmte

---

<sup>66</sup> Stoller (1964b), S. 454. Die entsprechenden Kasuistiken wurden kurz referiert in: Stoller (1964a), S. 684. Die Hermaphroditen in der von Stoller dargestellten Kasuistik waren zur Zeit des Geschlechtswechsels 4 bzw. 5, 13 bzw. 14 oder 33 Jahre alt. (ebd.) Lev-Ran berichtete von zwei Fällen, bei denen im Alter von fünf bzw. sechs Jahren ein ärztlicherseits verordneter Geschlechtswechsel ohne psychische Probleme durchgeführt worden sei. Nur das eine Kind sei zunächst bewusst ambivalent erzogen worden. (Lev-Ran (1974), S. 417; zu den Kasuistiken: a.a.O., S. 410-412.)

<sup>67</sup> Diese Kategorie hätte auch die Grundlage eines Umgangs mit intersexuellen Kindern sein können, der den Operationsfuror von Medizinerinnen wie Money gebremst hätte, die unbedingt auf der pragmatischen Grundlage operationstechnischer Möglichkeiten bereits frühkindlich eine Eindeutigkeit des Geschlechts herstellen wollen. Erst in den 1990er Jahren formierte sich, zuerst in den USA, eine Intersex-Bewegung, die sich gegen diese Behandlungspraxis zur Wehr gesetzt hat. Die ISNA (Intersex Society of North America) gründete sich 1993. (vgl. [www.isna.org](http://www.isna.org)) Eine grundsätzliche Kritik am durch John Money personifizierten Behandlungskonzept der frühkindlichen Vereindeutigung des Geschlechts von Intersexen übt Kessler (1998).

<sup>68</sup> So kritisierten beispielsweise Hoenig / Duggan, „it was difficult to see how this findings on the gender identity of hermaphrodites could be applied to the problem of transsexualism“, aufgrund fehlender biologischer Abnormitäten bei Transsexuellen und weil deren Erziehungs- und Zuweisungsgeschlecht dem biologischen Geschlecht entspreche. (Hoenig / Duggan (1974), S. 342.)

<sup>69</sup> Money (1969), S. 111.

<sup>70</sup> Money (1969), S. 112.

<sup>71</sup> „It is perfectly possible that there is (...) a peculiarity in the genetic code which, while not directly and inevitably producing a transsexual, makes it easier for an infant and child to differentiate psychosexually as such a person.“ (Money (1969), S. 112.)

<sup>72</sup> Money (1988), S. 84.

er als das Geschlechtsmerkmal, das darüber entscheide, ob eine ‚Gender‘-Kodierung als transponiert bzw. diskordant zu qualifizieren ist oder nicht:<sup>73</sup> „When discordance exists in a child with male genitalia, he will appear to be effeminate; and a child with female genitalia will appear to be masculinate.“<sup>74</sup> Mit Bezug auf Karl Heinrich Ulrichs‘ Leib-Seele-Metapher wurde Transsexualität als extreme Variante konstruiert<sup>75</sup> – eine Variante, die Homosexualität impliziert, denn „transsexualism is perhaps the most extreme degree of homosexuality“:<sup>76</sup> „In vernacular speech, a transsexual has the mind of woman trapped in a man’s body or, conversely, the mind of a man trapped in a woman’s body. (...) This concept of sexual discordance between body and mind represents gender crosscoding which, when it is comprehensively pervasive in degree, and long-lasting or chronic in duration, is characteristic of transsexualism, regardless of its origin and etiology.“<sup>77</sup>

Wie früher Hirschfeld bezogen auf seine Zwischenstufentheorie wies Money darauf hin, dass seine Konstruktion von ‚Gender‘-Transpositionen die Ursachen der Phänomene unberücksichtigt lassen würde, um die Falle vorschnell zugewiesener psychogenetischer und/oder organogenetischer Ätiologien zu vermeiden.<sup>78</sup> Transsexualität wurde als eine Störung der psychosexuellen Differenzierung konstruiert, die – ungeachtet der noch unbekanntes Ätiologie – psychologisch manifest sei.<sup>79</sup> Wie adoleszente Hermaphroditen nicht gegen ihren Willen (und gegen ihre entwickelte Geschlechtsidentität) aufgrund von biologischen Geschlechts-

<sup>73</sup> Money (1994), S. 31. Der intrinsischen Kodierung durch die Anatomie der Genitalien und durch andere pränatale (beispielsweise hormonelle) Elemente stellte Money die sich nicht-genital manifestierende, durch die jeweiligen kulturellen Bedingungen bestimmte, extrinsische Kodierung des Gehirns gegenüber. (Money (1988), S. 80, 85, 93; vgl. Money (1974), S. 66) Money bezog gegen den sozialwissenschaftlichen Dekonstruktivismus Stellung und betonte, dass „die Menschen“ ohne „Rücksicht darauf, was bei der Geschlechterpolemik politisch opportun ist, (...) die Morphologie der äußeren Genitalien zur Geschlechtsbestimmung“ benutzen würden. (Money (1994), S. 31; vgl. Money / Ehrhardt (1972), S. 12) Money kritisch gemeinter Bezug auf die Repressionshypothese, dass eine ausgeprägte, über Generationen tradierte und in Mode, Moral, Religion und Gesetz institutionalisierte Dissoziation von intrinsischer und extrinsischer ‚gender‘-Kodierung in den sexualfeindlichen Gesellschaften der westlichen Welt die Entstehung von ‚gender‘-Transpositionen begünstigen würde (Money (1988), S. 79), verschleierte die Repressivität des eigenen Normalisierungsmodells der Konditionierung einer den Genitalien und den gesellschaftlich definierten Stereotypen entsprechenden Geschlechtsidentität und Geschlechtsrolle.

<sup>74</sup> Money (1988), S. 79; vgl. Money (1994), S. 26.

<sup>75</sup> In die sich daraus ergebende Matrix werden außer der Transsexualität andere Phänomene folgendermaßen einsortiert: beim Transvestitismus sei die Transposition total und episodisch; bei der Homosexualität umgekehrt nur partiell (da nur auf die erotisch-sexuelle Komponente bezogen) und dauerhaft; bei Bisexualität schließlich partiell und episodisch. (Money (1973a), S. 401; Money (1977), S. 67; Money (1988), S. 85.)

<sup>76</sup> Money / Primrose (1968), S. 483; vgl.: “The obligative homosexual may be, at one extreme, almost a transsexual, behaviorally, but without the compulsion or *idée fixe* concerning body change.” (Money (1974), S. 69) Der Homosexuelle mit einer weniger extremen ‚gender‘-Transposition sei „almost a bisexual“. (ebd.)

<sup>77</sup> Money (1988), S. 88. In seinen frühen Texten zur Transsexualität (z. B. Money / Brennan (1968); Money / Primrose (1968)) verwendete Money zur Beschreibung von ‚Gender‘-Transpositionen den Begriff der Dissoziation, der, so Money, im frühen 20. Jahrhundert in der Psychiatrie u. a. zur Beschreibung von multiplen Persönlichkeiten und hysterischen Psychosen benutzt worden sei. Er wollte unter Dissoziation ein Verhaltensprogramm mit zwei oder mehr Komponenten verstanden wissen. (Money (1976), S. 84) Money ließ den Begriff der Dissoziation später fallen, vielleicht wegen seiner psychopathologischen Konnotationen, vielleicht, weil er die Vorstellung eines doppelt kodierten Verhaltensprogramms für nicht mit der Theorie des konfliktfreien Lernens der transsexuellen Identität vereinbar gehalten hat.

<sup>78</sup> Money (1988), S. 86.

<sup>79</sup> Money / Brennan (1968), S. 498.

merkmalen zu einem Geschlechtswechsel gezwungen werden könnten, so könne bei Transsexuellen kein Wechsel ihrer Geschlechtsidentität durch Psychotherapie erwartet werden: „Such individuals (...) are best helped by being rehabilitated according to the sex of their gender identity.“<sup>80</sup> Die euphemistisch als Rehabilitationsmethode qualifizierten Eingriffe haben sich als Behandlungsmethode der Transsexualität etabliert trotz der, wie Money feststellt, noch immer geteilten Meinung innerhalb der Medizin.<sup>81</sup>

Wie bei der biologischen Ursachenforschung haben auch bei der Suche nach psychogenetischen Faktoren Theorien, Hypothesen, Postulate ihren strategischen Zweck erfüllt und zur Etablierung der Transsexualität als einer nicht-psychiatrischen Krankheit beigetragen: „In the present state of knowledge, the only sensible way to conceptualize the etiology of transsexualism is as the end product of the process of psychosexual differentiation which may begin to go awry at different times in the course of its developmental history, not at some fixed point alone. The process begins when the chromosomes of the egg and sperm unite. It continues, incipiently, during the fetal events of sexual differentiation. Its period of maximum development is after birth, especially in the early years. (...) The special events, if any, upon which a transsexual gender identity is contingent cannot at the present time be specified. Nor can it be specified whether certain infants or children are more likely candidates to develop as transsexuals than others, given the appropriate contingencies in the social history.“<sup>82</sup>

Angesichts einer notwendigen Legitimation der von den Transsexuellen eingeforderten Praxis wurde von verschiedener Seite eine „concerted research attack“<sup>83</sup> gefordert. Doch wie Money mehr als 25 Jahre nach der auch von ihm erhobenen Forderung bemerkte, hat die sorgsame empirische Forschung zur Klärung der Genese der Transsexualität nicht stattgefunden: „Es existieren keine systematischen Untersuchungen über pathogene Umweltbedingungen.“<sup>84</sup> Die Macht der transsexuellen Praxis, die Fakten geschaffen hat, ersparte den Familien mit einem potentiell transsexuellen Kind eine Feldforschung, wie sie von Ethnologen heimgesuchte Familien zu erdulden haben: „Researchers need (...) travel into the home to live with families, not for hours, but for days. The myriad subtle ways that parents, siblings, and peers influence children's behavior, and the ways in which parents interact, need to be observed *in vivo* [Hervorh. im Original].“<sup>85</sup> Stollers nicht realisierter Plan, gleich 10000 Familien einer entsprechenden Untersuchung unterziehen zu wollen,<sup>86</sup> kann als Ausdruck des Unbehagens mit der selbst entworfenen psychogenetischen Legitimation von Geschlechtsumwandlungen verstanden werden.

---

<sup>80</sup> Money / Ehrhardt (1972), S. 23.

<sup>81</sup> Money (1988), S. 89.

<sup>82</sup> Money (1969), S. 112f.; vgl. Money / Primrose (1968), S. 481; vgl.: “The determinants of error are not yet systematically understood or controllable.” (Money (1973b), S. 7.)

<sup>83</sup> Money / Brennan (1968), S. 499.

<sup>84</sup> Money (1994), S. 31; vgl. Money (1988), S. 83.

<sup>85</sup> Green (1974b), S. 300.

<sup>86</sup> Stoller (1975), S. 73.

So beruhten die Spekulationen über mögliche Ursachen einer transsexuellen Entwicklung auf Methoden, die als von der teilnehmenden Beobachtung des typischen familiären Alltags weit entfernt qualifiziert werden: beispielsweise geplanten interaktionistischen Situationen, psychologischen Testverfahren und Interviews.<sup>87</sup> Die postulierten, aber durch diese Methoden nicht zu erfassenden Myriaden subtiler Einflussfaktoren werden reduktionistisch in eine multifaktorielle Genese übersetzt. Angesichts der angenommenen Radikalität des Ergebnisses könnten, wie Money befürchtete, die einzelnen Erklärungen absurd klingen – allerdings nur, wenn eine zur Genese einer gegengeschlechtlich kodierten Geschlechtsidentität nur notwendige Bedingung als hinreichende betrachtet würde.<sup>88</sup>

Die Konstruktion der Geschlechtsidentität Transsexueller als dauerhaft und total transponiert basierte auf den Berichten derjenigen, die – zu recht – meinten, sich durch die Behauptung, sie hätten sich ‚immer schon‘ als das andere Geschlecht gefühlt, für eine Geschlechtsumwandlung qualifizieren zu können. Um sich bezüglich einer inkongruenten Geschlechtsrolle und Geschlechtsidentität während der Kindheit nicht mehr nur auf Berichte von Homosexuellen, Transvestiten und Transsexuellen stützen zu müssen, untersuchten Green und Money bereits in den 1950er Jahren fünf Jungen im Alter von fünf bis zehn Jahren, deren Auffälligkeiten sie folgendermaßen zusammenfassten: häufige und andauernde Versuche, Kleidung des anderen Geschlechts zu tragen; konstantes Zeigen von gegengeschlechtlichen Gesten und Verhaltensweisen; Bevorzugen von Spiel- und anderen Aktivitäten des anderen Geschlechts; bei einigen Kindern die Äußerung des Wunsches, dem anderen Geschlecht anzugehören.<sup>89</sup> Die Analyse verschiedener möglicher Einflussfaktoren (z. B.: Beziehung zwischen Mutter und Vater, in der Familie gezeigte Einstellung zur Sexualität, elterlicher Wunsch nach einer Tochter, Identifikation des Sohnes mit der Mutter) ermittelte statt fest umrissener ätiologischer Faktoren von Fall zu Fall bemerkenswerte Unterschiede. Green / Money vermuteten aufgrund dessen eine Vielfalt von Geschlechtsrolle und -identität bildenden Faktoren, von denen in jedem konkreten Fall einige zum Tragen kämen; das Zusammentreffen mehr oder weniger zufälliger Ereignisse in der frühen Kindheit könne zur Entwicklung der Effeminiertheit beitragen.<sup>90</sup>

Bei dieser allgemeinen Spekulation über mögliche Ursachen der Effeminiertheit ließen sie es bewenden. Entschieden mutiger waren Green / Money bei der Spekulation über die Folgen dieser Ursachen: Grundlage war der einzige der fünf Jungen, der bereits mehrere Jahre in Behandlung war. Aufgrund ihrer Einschätzung, dass die Effeminiertheit des Jungen trotz seiner Kooperationsbereitschaft im wesentlichen unverändert geblieben sei, folgerten sie: wie die Geschlechtsidentität von Hermaphroditen als früh etabliert angenommen werden könne, so scheine bei einigen Jungen die Effeminiertheit in der mittleren Kindheit so fest verwurzelt zu

---

<sup>87</sup> Green (1974b), S. 300.

<sup>88</sup> Money (1988), S. 84.

<sup>89</sup> Green / Money (1960), S. 160f.

<sup>90</sup> Green / Money (1960), S. 166.

sein, dass vernünftigerweise mit ihrem Verschwinden nicht mehr gerechnet werden könne.<sup>91</sup> Aus dem Prägungsparadigma wird das diskursgeschichtlich für eine Legitimation transsexueller Wünsche einflußreiche ‚Fehlprägungsparadigma‘ gefolgert: „Effeminacy in boys may be viewed as the product of identifying with and impersonating the wrong sex. (...) Aberrations of gender role may represent misprinting, so to speak, in which a more or less normal response, that of identifying with and impersonating a specific human being, becomes associated with the wrong perceptual stimulus.”<sup>92</sup> Die Fehlgeprägten, die mit Blick auf eine mögliche angeborene Disposition unter Umständen besonders anfällig für eine falsche Identifikation seien könnten, wurden als Opfer ihrer Umgebung – „victim of their particular environment“ – qualifiziert;<sup>93</sup> sie waren an ihrer Geschlechtsidentitätsstörung schuldlos.

Da diese Jungen das von erwachsenen Transsexuellen berichtete geschlechtsrollenuntypische Kindheitsverhalten zeigen würden, wurde unter der Voraussetzung einer linearen lebensgeschichtlichen Entwicklung der psychosexuellen Identität und der Bipolarität von Identifikation und Komplementierung der für eine Legitimation des Wunsches nach Geschlechtsumwandlung entscheidende Schluss gezogen: die von Transsexuellen behauptete gegengeschlechtliche Identität hat ihre Wurzeln in der Kindheit.

Die Forschungsstrategie ist seit dieser frühen Studie von Green / Money grundsätzlich unverändert geblieben: zum einen die Analyse von erwachsenen Personen mit einer untypischen Geschlechtsidentität, zum anderen die Untersuchung von Kindern, bei denen eine untypische Entwicklung von Geschlechtsidentität bzw. -rolle sichtbar wird.<sup>94</sup> Durch den retrospektiven Ansatz könne zwar mittels einer vergleichenden Analyse unterschiedlicher Gruppen (z. B. Trans-, Homo- und Heterosexueller) die Kenntnis der Ursprünge dieser Differenzen verbessert werden, doch sei unsicher, zu welchem Teil die gelieferten Berichte über die Kindheit vom Wissen des Ergebnisses der Entwicklung beeinflusst seien.<sup>95</sup> Um diesen Mangel zu umgehen, seien prospektive Studien, die in einem frühen Alter beginnen, notwendig.<sup>96</sup> Diese sollten die Frage klären: „The Behaviorally Feminine Male Child: Pretranssexual? Pretransvestic? Prehomosexual? Preheterosexual?“<sup>97</sup> Denn auch wenn das erinnerte mädchenhafte Verhalten von Mann-zu-Frau-Transsexuellen das Bild abgab, anhand dessen die Risikopopulation präpubertärer Jungen – „population of preadolescent males at high risk for the later emergence of atypical gender behavior“<sup>98</sup> – identifiziert wurde, so wurde meist betont, dass nicht alle femininen Jungen auf dem Weg zur Transsexualität seien.<sup>99</sup>

---

<sup>91</sup> Green / Money (1960), S. 166.

<sup>92</sup> Green / Money (1960), S. 167.

<sup>93</sup> Green / Money (1960), S. 167.

<sup>94</sup> Green (1974b), S. XV.

<sup>95</sup> Green (1974b), S. XV; Green (1975), S. 342.

<sup>96</sup> Green (1975), S. 343; vgl. Money (1974), S. 67.

<sup>97</sup> Green (1974a), Aufsatztitel; vgl. Green (1968), S. 508.

<sup>98</sup> Green (1974b), S. 65, 141; vgl. Green (1971), S. 167; Green (1974a), S. 303.

<sup>99</sup> Green (1974b), S. 243; vgl. Green (1968), S. 508; Green (1971), S. 168. Abweichend mit dem bezeichnenden Aufsatztitel „Treatment of Boyhood ‘Transsexualism’“: Green [u. a.] (1972), S. 213.

Die Teilnehmer an diesen Studien lieferten besorgte Eltern, die einen Arzt wegen des geschlechtsrollenuntypischen Verhaltens ihres Kindes um Rat fragten. Passend zum vorherrschenden wissenschaftlichen Interesse an Mann-zu-Frau-Transsexuellen und männlichen Homosexuellen bekamen Ärzte fast ausschließlich effeminierte Jungen zu sehen. Jungenhaftes Verhalten von Mädchen sei dagegen, so Green, gesellschaftlich akzeptiert und so für Eltern in der Regel kein Grund zur Beunruhigung; sie seien im Gegenteil manchmal sogar stolz auf diese Eigenschaften ihrer Tochter. Allerdings würden diese Mädchen meist nur die männliche Geschlechtsrolle übernehmen – und das auch nur beschränkt auf eine Phase der Kindheit –, weil sie die abenteuerlicheren und selbständigeren Aktivitäten der Jungen bevorzugten, entwickelten aber eine weibliche Geschlechtsidentität.<sup>100</sup>

Money beschränkte sich auf lerntheoretische Spekulationen zur Genese der Transsexualität. Die Eltern als schlechte Lehrer: sie brächten „ihren Söhnen oder Töchtern eine zweideutige, ambivalente Erwartung von Männlichkeit oder Weiblichkeit“ entgegen.<sup>101</sup> Diese allgemeinste aller auf lerntheoretischer Grundlage denkbaren Ursachenvermutungen gab den Eltern die Schuld: sie haben ihrem Kind die Geschlechterstereotypen schlecht vermittelt, sind ihm ein schlechtes Vorbild gewesen. Money erläuterte diese Hypothese nicht. Doch klären ex negativo die Elemente, die für ihn umgekehrt idealerweise zu einer erzieherischen Konditionierung einer Geschlechtsidentität dazugehören, was Money im Sinn hatte.

Im Fall eines Jungen, der aufgrund eines Unfalls bei der Beschneidung ab dem Alter von 17 Monaten als Mädchen erzogen worden ist,<sup>102</sup> hätten die Eltern, insbesondere die Mutter, vorbildlich all die meist unbewusst bleibenden Praktiken einer geschlechtsspezifischen Erziehung bewusst eingesetzt. Die von Money beratend begleitete Konditionierung bestand u. a. in folgendem: Änderung des Kleidungsstils von Jungenkleidung über bunte Hosen und Rüschenblusen zu Kleidern und Haarschleifchen in dem länger wachsen gelassenen Haar; Erziehung des Mädchens zu einer im Vergleich zum Jungen größeren Schamhaftigkeit; Ermunterung des Mädchens, im Haushalt zu helfen; Erziehung zu einem mädchenhaften Spielverhalten, was vor allem bedeutete: Dämpfung des wilden jungenhaften, gegenüber anderen Mädchen dominanten Verhaltens zu einem höflicheren, ruhigeren „ladylike“ Verhalten; Vorbereitung auf die zukünftigen unterschiedlichen Rollen von Vater und Mutter, zum einen bei der Reproduktion, zum anderen bezüglich anderer Aspekte, z. B. der Vater als Ernährer der Familie, die Mutter als die sich um Haus und Kind kümmernde Person; Unterstützung von den Geschlechterstereotypen entsprechenden Berufswünschen (der Zwillingbruder möchte Polizist oder Feuerwehrmann werden, die zwangsweise transsexuelle Tochter Lehrerin oder Ärztin – es wurde als fortschrittlich vermerkt, dass dem Mädchen überhaupt ein Berufswunsch zugestanden wurde).<sup>103</sup>

---

<sup>100</sup> Green (1968), S. 503; Green (1974b), S. 141f., 281f.

<sup>101</sup> Money (1972), S. 76.

<sup>102</sup> Auf diesen Fall gehe ich im Resümee des Kapitels (10.3) noch weiter ein.

<sup>103</sup> Money (1975), S. 67-70.

Ein Lernziel, auf das Money besonderen Wert legte, war die Vermittlung der dem anatomischen Geschlecht entsprechenden reproduktiven und erotischen Rolle. Als weitere Ursache der Transsexualität vermutete Money, dass dem Kind ein hinsichtlich der geschlechtlichen Anatomie und der Fortpflanzung beider Geschlechter ungenügendes Wissen vermittelt worden sei. Denn die anatomischen Geschlechtsmerkmale seien in der westlichen Kultur meist verborgen. Als Basis einer sicheren Differenzierung der Geschlechtsidentität sei es nicht ausreichend, wenn das Kind seine Altersgenossen nackt sehe; es müsse auch die Gestalt des erwachsenen Körpers sehen<sup>104</sup> und die körperlichen Veränderungen in der Pubertät kennen. Dieses Wissen um die sichtbare geschlechtliche Anatomie müsse darüber hinaus ergänzt werden durch ein Wissen um die reproduktiven Rollen der Geschlechtsorgane und den zukünftigen angemessenen Gebrauch der eigenen.<sup>105</sup>

Des Weiteren spekulierte Money über die möglicherweise nachhaltige Wirkung von Erziehungsmaßnahmen – Geschlechtsidentitätsstörung als „Ergebnis der als Strafe oder Vergeltung angedrohten sexuellen Verstümmelung oder sexuellen Rollenkehr“<sup>106</sup> – und verschiedene andere, die Entwicklung der Geschlechtsidentität störende familiäre oder biographische Besonderheiten, wie: die von einem Elternteil gezeigte Phobie für die Genitalien des anderen Geschlechts;<sup>107</sup> „lebensbedrohende Krankheit oder Tod eines Mitglieds der engeren Familie“ (z. B. die durch den Tod des Vaters fehlende Identifikationsfigur für den Sohn); „ungewöhnlich frühe und starke Erlebnisse sexueller Praktiken und Spielereien, die manchmal mit fehlender Gelegenheit für die üblichen sexuellen Spiele in der frühen Kindheit gekoppelt sind“.<sup>108</sup>

Richard Green widmete sich dagegen systematischer der Erforschung des geschlechtsrollenuntypischen Verhaltens insbesondere von Kindern und veröffentlichte nach diversen Aufsätzen und Beiträgen 1974 seine Studie *Sexual Identity Conflict in Children and Adults*.<sup>109</sup> Zu

---

<sup>104</sup> So forderte Money die Eltern des nach einem Beschneidungsunfall als Mädchen erzogenen Jungen auf, sich vor den Kindern nackt zu zeigen: „Dass ihre Mutter plötzlich unbekleidet den Haushalt versah, verstörte das Kind.“ (Barth (2000), S. 132.)

<sup>105</sup> Money hielt kindliche Sexspiele für förderlich im Sinn einer gesunden psychosexuellen Entwicklung. So hatten das ‚zwangstranssexuelle‘ Mädchen und dessen Zwillingbruder im Johns Hopkins Hospital derartige Spielchen unter therapeutischer Anleitung zu absolvieren. (Barth (2000), S. 132) Das Unvermögen eines Kindes, zwischen notwendigen und wahlfreien Elementen der Geschlechter zu unterscheiden - das z. B. glaube, ein Penis würde sich wie die weibliche Brust oder die Schambehaarung später entwickeln -, wertete Money als Zeichen einer sich unsicher differenzierenden Geschlechtsidentität. (Money / Ehrhardt (1972), S. 14) Für Kognitionspsychologen ist dagegen das anatomische Wissen für die Entwicklung der Geschlechtsidentität sekundär. Zumindest ist ein stimmiges diesbezügliches Wissen beim Kind erst dann vorhanden, wenn sich gemäß Lerntheorie die Geschlechtsidentität schon längst fixiert hat.

<sup>106</sup> Money (1976), S. 87.

<sup>107</sup> Money (1974), S. 67.

<sup>108</sup> Money (1972), S. 77.

<sup>109</sup> Den Texten ist nicht zu entnehmen, ob und, wenn ja, welche der untersuchten und dargestellten Fälle sich decken: neun Jungen im Alter von unter acht Jahren (zur Zeit der Erstdiagnose) (Green (1968), S. 500); drei Jungen zwischen viereinhalb und fünf Jahren (Green (1971)); fünf Jungen zwischen zwei und acht Jahren (bei Behandlungsbeginn) (Green [u. a.] (1972)); 50 Jungen zwischen vier und zehn Jahren (Green (1974a), S. 303); 38 Jungen zwischen dreieinhalb und elf Jahren (bei der Erstuntersuchung) (Green (1974b), S. 142); 65 Jungen im Alter von unter elf Jahren (Green (1975), S. 343).

Grunde lag seine in den 1970er Jahren entworfene Theorie der Entwicklung der „sexual identity“.<sup>110</sup> Green ergänzte lerntheoretische durch psychodynamische Annahmen und hob wie auch Stoller gesondert auf die Kategorie einer Geschlechtsidentität ab. Green unterschied drei Entwicklungsphasen bzw. drei Komponenten der „sexual identity“: das Selbstkonzept einer Person, auch „core morphologic identity“ genannt – „an individual’s basic conviction of being male or female“<sup>111</sup> – entwickle sich im Wesentlichen in den ersten zwei bis drei Lebensjahren;<sup>112</sup> als zweite Komponente entwickle sich die Geschlechtsrolle als „an individual’s behavior which is culturally associated with males or females (masculinity and femininity)“; als letzte Komponente „an individual’s preference for male or female sexual partners“.<sup>113</sup>

Green systematisierte die auf klinischen Erfahrungen von Einzelfällen beruhenden Ätiologie-Spekulationen, stellte im Diskurs häufig genannte Faktoren zusammen, die zu einer gestörten Geschlechtsidentität führen sollen, und testete diese an einem Sample von 38 Jungen im Alter von dreieinhalb bis elf Jahren (bei deren Erstuntersuchung).<sup>114</sup> Die Variablenliste lautete: “1. Parental indifference to feminine behavior in a boy during his first years. 2. Parental encouragement of feminine behavior in a boy during his first years. 3. Repeated cross-dressing of a young boy by a female. 4. Maternal overprotection of a son and inhibition of boyish or rough-and-tumble play during his first years. 5. Excessive maternal attention and physical contact resulting in lack of separation and individuation of a boy from his mother. 6. Absence of an older male as an identity model during a boy's first years or paternal rejection of a young boy. 7. Physical beauty of a boy that influences adults to treat him a feminine manner. 8. Lack of male playmates during a boy's first years of socialization. 9. Maternal dominance of a family in which the father is relatively powerless. 10. Castration fear.”<sup>115</sup>

Green formulierte das Ergebnis seiner Untersuchung in der auch im biologistischen Legitimationsdiskurs weit verbreiteten ‚Nein-aber-Form‘. Einerseits betonte er, er habe keine einfache Erklärung dafür, was die Weiblichkeit bei Jungen verursache. Alle femininen Jungen seien unterschiedlich und würden ihre Weiblichkeit auf verschiedenen Wegen erreichen. In jedem Fall variierten die Variablen, deren Einfluss auf die Entwicklung der Weiblichkeit plausibel erscheine, deren Kausalität aber damit noch nicht bewiesen sei.<sup>116</sup> Bei einer früheren Analyse einer Fallgruppe effeminierten Jungen hatte Green zudem hervorgehoben, dass bei jedem entscheidenden Parameter die Grenze zwischen normal und abnormal verwischt sei.<sup>117</sup>

---

<sup>110</sup> Z. B.: Green (1974b), Titelblatt; Green (1975), S. 337. Green bezeichnete die Geschlechtsidentität insgesamt als „sexual identity“. Den Begriff ‚gender‘ bezog er nur auf die Geschlechterrollen.

<sup>111</sup> Green (1974b), S. XV.

<sup>112</sup> Green (1975), S. 337, 345; vgl. Green (1974a), S. 301, 309.

<sup>113</sup> Green (1974a), S. 301; Green (1974b), S. XV.

<sup>114</sup> Seine Stichprobe hatte Green mittels einer an Psychiater, klinische Psychologen und Familientherapeuten in Los Angeles verschickten Ankündigung seines Forschungsprojekts rekrutiert.

<sup>115</sup> Green (1974b), S. 212f. Green beschränkte sich weitgehend auf feminine Jungen.

<sup>116</sup> Green (1974b), S. 211f.; vgl. Green (1971), S. 172.

<sup>117</sup> Green (1968), S. 502.

Green macht nur bei wenigen Variablen Angaben, in wieviel Prozent der von ihm untersuchten Fälle diese zugetroffen hätten. Die angegebenen Quoten liegen zwischen 10% und einem Drittel,<sup>118</sup> auch bei den häufig als ätiologischer Faktor einer untypischen Geschlechtsidentität genannten innerfamiliären Beziehungen. Nur in einem Drittel der Fälle sei der Vater abwesend gewesen (durch Scheidung der Eltern oder Tod), bevor der Junge sein viertes Lebensjahr erreicht habe; nur in einem Fünftel der Fälle habe keine andere männliche Person des Haushalts als Identifikationsfigur zur Verfügung gestanden. Des Weiteren habe durch eine Untersuchung verschiedener Aspekte der elterlichen Rollenverteilung nicht die Hypothese bestätigt werden können, dass zwischen einem von der Mutter dominierten Haushalt und der Weiblichkeit des Sohnes eine Verbindung besteht; das sei auch nicht weiter überraschend, denn keine der untersuchten Familien mit mehreren Söhnen habe zwei feminine Söhne gehabt.<sup>119</sup>

Lediglich der Faktor ‚Indifferenz der Eltern gegenüber dem femininen Verhalten ihres Sohnes‘ sei in fast jeder Familie zu finden gewesen: „What comes closest so far to being a *necessary* variable is that, as any feminine behavior begins to emerge, there is *no* discouragement of that behavior by the child's principal caretaker [Hervorh. im Original].“<sup>120</sup> Die Eltern würden das geschlechtsrollenuntypische Verhalten nicht als unangenehm, ungewöhnlich oder in irgendeiner Form bedeutend für die Zukunft ihres Sohnes betrachten; sie stünden jenem neutral gegenüber und sähen es als Phase an, aus der der Sohn herauswachsen werde.<sup>121</sup> Dass Green zu dieser Laissez-faire-Haltung der Eltern bei der Darstellung der von 30 Mann-zu-Frau-Transsexuellen erinnerten Kindheit nur wenige und zudem widersprüchliche Angaben macht,<sup>122</sup> überrascht. Schließlich will er in der Kindheit die Bedingungen der Genese einer wenn nicht prä-, so doch potentiell transsexuellen Identifikation ausmachen.

Aufgrund seiner Studie stellte Green zwar einige seiner früher, zum Teil gemeinsam mit Stoller, aufgestellten Hypothesen infrage, so z. B. die Bedeutung der familiären Rollen der Elternteile für die Entwicklung des kindlichen Verhaltens.<sup>123</sup> Doch blieb er nicht bei der Feststellung stehen, dass für die Genese des Wunsches nach Geschlechtsumwandlung nur in jedem Einzelfall individuelle Gründe vermutet werden können. Green nahm das Ergebnis seiner Untersuchung nicht ernst. Er formulierte den Forschungsauftrag, eine Theorie zu entwerfen und zu testen, die jeweils verschiedene Faktoren als entscheidend für die Entstehung ver-

---

<sup>118</sup> Green (1974b), S. 213-230.

<sup>119</sup> Green (1974b), S. 231-235.

<sup>120</sup> Green (1974b), S. 238.

<sup>121</sup> Green (1974b), S. 213-215, 238; vgl. Green [u. a.] (1972), S. 216.

<sup>122</sup> Von den 30 Mann-zu-Frau-Transsexuellen stellte Green sechs genauer vor. In drei Fällen machte er Angaben zum Verhalten der Eltern: ein Fall konnte sich an ein sein feminines Verhalten ermutigendes Verhalten der Eltern erinnern, ein anderer nicht; in einem dritten Fall lehnte der Vater das Verhalten seines Sohnes strikt ab, während es die Mutter unterstützte. (Green (1974b), S. 48, 53.)

<sup>123</sup> Dazu Green in einem mit Stoller und Newman verfassten Text: “Parental role division may be such that the boy sees mother as the prime provider of rewards, protection, and sustenance. Father’s role may be undermined overtly or covertly in the boy’s presence such that the male role comes to be seen as second best.” (Green [u. a.] (1972), S. 217) Vgl. Green (1968), S. 507.

schiedener Grade von Weiblichkeit bei Jungen postuliert – als Vorstufe verschiedener Grade von effeminierter Männlichkeit (z. B. Transvestiten, effeminierte Homosexuelle, Transsexuelle).<sup>124</sup> Und er skizzierte trotz seiner uneinheitlichen empirischen Befunde ein ätiologisches Muster für die Entstehung extrem weiblichen Verhaltens von Jungen, das die Basis eines späteren Wunsches nach Geschlechtsumwandlung sein könnte. Dabei wollte Green nicht psychodynamische Konzepte, sondern bestimmte Sozialisationsfaktoren betonen. Wenn Green zu seinem Sozialisationsroman potentiell transsexueller Jungen bemerkte: „The sketch is not an *exact* likeness of the history of any one boy or his family [meine Hervorh.]“,<sup>125</sup> sagt er damit doch, dass es so ähnlich ablaufen müsse. Die von ihm in zwölf ‚Kapiteln‘ erzählte Geschichte einer potentiell transsexuellen Kindheit eines Jungen lautet folgendermaßen:

1. Die Mutter hält ihren Sohn für ungewöhnlich hübsch; dieser ist äußerst empfänglich für körperliche Nähe.
2. Die Mutter kann sich ihrem Sohn sehr intensiv widmen; er ist das einzige Objekt ihrer Liebe und Fürsorge.
3. Die ersten für den Jungen verfügbaren Spielsachen sind farbige Accessoires der Mutter; er imitiert seine Mutter.
4. Dieses Verhalten wird für niedlich gehalten und durch besondere Aufmerksamkeit, Lachen u. ä. unterstützt.
5. Der Vater ist im Leben des Jungen eine im Vergleich zur Mutter viel unwichtigere Person; Vater und Sohn verbringen kaum Zeit miteinander und, wenn sie das tun, besteht wenig Interaktion zwischen ihnen.
6. Auch der Vater verbietet seinem Sohn nicht, mit ‚weiblichen Gegenständen‘ zu spielen.
7. Erste Freundschaften entwickeln sich hauptsächlich zu Mädchen; Jungen werden als zu ruppige Spielpartner abgelehnt. Diese frühe Sozialisation könne eventuell durch eine neuroendokrine Störung beeinflusst sein.
8. Wenn der Vater meint, sein Sohn sei für gemeinsame wilde Aktivitäten alt genug, muss er dessen Desinteresse daran feststellen. Der zurückgewiesene Vater hält seinen Sohn für ein Muttersöhnchen; es entsteht eine Entfremdung zwischen Vater und Sohn.
9. Die frühe weiblich geprägte Sozialisation erweist sich als Hindernis für die Integration des Jungen in die Peer-group anderer Jungen während der Schulzeit. Deren Hänseleien wegen seiner weiblichen Interessen verstärkt die Entfremdung.
10. Die Mutter verhält sich weiterhin den weiblichen Interessen und Verkleidungen ihres Sohnes positiv oder zumindest neutral gegenüber.
11. Zwischen Vater und Sohn verstärkt sich die emotionale Distanz. Der Vater fühlt, dass er als männliches Vorbild für seinen Sohn versagt hat, und, dadurch verängstigt, leugnet die Existenz und/oder die Bedeutung des weiblichen Verhaltens seines Sohnes.
12. Eine Affektiertheit in Gesten, Benehmen u. ä. zeigt die zunehmende weibliche Identifikation des Jungen. Die soziale Stigmatisierung wächst, der Junge wird ‚sissy‘ oder Mädchen genannt. Meist macht erst eine Person, die nicht zur Familie gehört, z. B. ein Nachbar oder Lehrer, den Eltern das geschlechtsrollenuntypische Verhalten

---

<sup>124</sup> Green (1974b), S. 212. Weiter gelte es zu bestimmen, welche Variablen die Geschlechtsidentität und welche die Geschlechtsrolle beeinflussten und welche Variablen dafür notwendig seien, welche in Kombination mit anderen wirkten und welche bloß zusätzliche Variable seien. (a.a.O., S. 298.)

<sup>125</sup> Green (1974b), S. 239; vgl. Greens Resümee seiner früheren Analyse zweier femininer Jungen: „The family dynamics described above need not invariably lead to transsexualism. Nor do all transsexuals grow up in such a family setting.“ (Green (1968), S. 508) Im einen Fall vermutete Green u. a. eine Überängstlichkeit der Mutter als „masculinity-inhibiting, femininity-reinforcing“. (a.a.O., S. 507; vgl. Green [u. a.] (1972), S. 216.)

ihres Sohnes bewusst. Wenn diese sich daraufhin Sorgen machen und einen Arzt aufsuchen, sei der Sohn ca. sieben Jahre alt.<sup>126</sup>

Wie Money bemühte sich Green, den potentiell transsexuellen Jungen als schuldloses Objekt seiner Entwicklung darzustellen: er sei das einzige *Objekt* der mütterlichen Liebe; er entscheide sich nicht für weibliche Accessoires als Spielsachen, es seien keine anderen *verfügbar*; sein effeminiertes Verhalten werde unterstützt. Green problematisierte zwar die möglicherweise aktive Rolle des Kindes bei der Entwicklung der Eltern-Kind-Beziehung: „Too often the conclusion is drawn that the active participant in determining the relationship was the parent, with the child the passive partner or victim. Such is not always the case. Not only may parents train children, but children may also train parents.“<sup>127</sup> Doch er entschuldigte diese aktive Rolle des Sohnes als biologisch determiniert: dass dieser sich nicht für vom Vater vorgeschlagene lebhafte oder sportliche Aktivitäten begeistere, könne daran liegen, dass er dafür „temperamentally unsuited“ sei, und zwar infolge einer pränatalen endokrinen Störung, die Aggressivität und Dominanzverhalten beeinflusse.<sup>128</sup>

Green und Money waren sich einig, dass eine schwer gestörte Beziehung der Elternteile untereinander und zum Kind für dessen Entwicklung von geschlechtsrollenuntypischem Verhalten bzw. einer gegengeschlechtlichen Identifikation entscheidend sein könne.<sup>129</sup> Das Kind könne als „Waffe“ bei „Familienfehden“ instrumentalisiert werden.<sup>130</sup> Sein nicht stereotypes Verhalten könne der einzige Weg sein, der die familiäre Dynamik im Gleichgewicht zu halten vermag.<sup>131</sup> Das mögliche Interesse des Kindes an dieser gestörten Familiensituation wurde als Antwort auf die psychogenen Signale der Eltern entschuldigt; das Kind ist Opfer seiner Eltern. „In a young child’s development, male-to-female, or female-to-male gender transposition is a rudimentary and inchoate response to diffusely mixed covert and overt signals that seem to indicate that, by being a girl with a penis or a boy with a vulva, a child will somehow be more satisfactory to each parent.“<sup>132</sup>

Anhand einer von Money analysierten Familie mit einem Sohn, der mädchenhafte Interessen und eine Neigung zum Transvestitismus gezeigt habe, lässt sich das illustrieren. Die Beziehung zwischen Vater und Mutter sei schwer gestört, was u. a. zur gegenseitigen Sabotage der Erziehung des Sohnes geführt habe. Das eher abwartende und nachgiebige als zurückweisende Verhalten des Vaters gegenüber der Effeminiertheit seines Sohnes müsse nicht Indifferenz bedeuten, sondern könne auch durch dessen Interesse motiviert gewesen sein. Grundlage seiner Hypothese war das Bekenntnis des Vaters, selbst Psychiater, über die von Money beruhigend gemeinte Einschätzung ärgerlich zu sein, dass sich das feminine Verhalten des fünf

---

<sup>126</sup> Green (1974b), S. 239-241.

<sup>127</sup> Green (1974b), S. 237.

<sup>128</sup> Green (1974b), S. 237, 240; vgl. Green (1968), S. 508.

<sup>129</sup> Money (1974), S. 67; Green (1968), S. 508.

<sup>130</sup> Money (1972), S. 77.

<sup>131</sup> Green (1968), S. 508.

<sup>132</sup> Money (1988), S. 84.

Jahre alten Sohnes noch ändern könne. „The father covertly courts his son’s allegiance, in place of what he finds missing in his wife, and casts him in the role of a wife substitute, if not for the present, then for the future. The son, for his part, may solicit his father’s allegiance as a formula for keeping him in the household, and for preventing a parental separation. If the father has already gone, or even if he had died, the son’s gender transposition may serve to solicit his dad’s miraculous return. His life becomes a living fable of the boy who will become daddy’s bride (...).”<sup>133</sup>

Ätiologiespekulationen zur Legitimation von Geschlechtsumwandlungen von sich als Mann fühlenden Frauen gingen nur selten bzw. wenig über allgemeine für beide Geschlechter formulierte Hypothesen hinaus. Der von Green konzipierte Sozialisationsroman der Genese einer männlichen Geschlechtsidentität bei Mädchen ist weniger ausgeschmückt als der von effeminierten Jungen und stellte mehr oder weniger eine spiegelverkehrte Variante dar. Gemäß der Identifikationstheorie müsse die Eltern-Tochter-Konstellation zu einer Identifikation der Tochter mit dem Vater führen: „Thus, one would predict a dominant father, a retiring or inadequate mother, more closeness between father and daughter, and selective reinforcement of masculine behavior.”<sup>134</sup>

Angesichts der geringen Fallzahlen mahnte Green zur Vorsicht, denn auf der Grundlage weniger Fälle würde eine Theorie vorschnell plausibel erscheinen.<sup>135</sup> Die empirischen Stützen, die er anbringen konnte, waren: die elterliche Unterstützung der athletischen Interessen des Mädchens in einem Fall;<sup>136</sup> einen geschlechtlich uneindeutigen Rufnamen in zwei Fällen, wodurch das Selbstkonzept des Mädchens beeinflusst worden sein könnte.<sup>137</sup> Mangels weiterer Daten griff Green auf die Kindheitserinnerungen einiger Frau-zu-Mann-Transsexueller zurück, die von einer emotionalen Nähe der Tochter zum Vater und dessen Unterstützung des jugendhaften Verhaltens seiner Tochter berichtet hatten.<sup>138</sup>

### *10.1.3 Der Wille zur Diagnose einer zwangsläufigen Entwicklung: immanente Widersprüche und kognitionspsychologische Kritik an der lerntheoretischen Begründung von Transsexualität*

Das lerntheoretische Modell der Genese einer transsexuellen Identität ist in seiner Grundstruktur von Money entworfen und vor allem von Green durch konkrete ätiologische Spekulationen weiterentwickelt und durch empirische Forschungen getestet worden. Konfrontiert mit dem unbedingten Willen Transsexueller, ihre Geschlechtsumwandlung zu erreichen, suchten sie nach einer Rechtfertigung der Erfüllung dieses Wunsches, die Patient wie Arzt von einer Verantwortung freisprach: den Arzt von der Verantwortung, Erfüllungsgehilfe eines als psy-

---

<sup>133</sup> Money (1988), S. 82.

<sup>134</sup> Green (1974b), S. 292. Green erwähnte außerdem das von Stoller entworfene ätiologische Modell, das die Tochter in der Rolle eines Ersatzhemanns für die Mutter sieht (zu Stollers Theorie s. u.). (a.a.O., S. 291f.)

<sup>135</sup> Green (1974b), S. 296.

<sup>136</sup> Green (1974b), S. 284.

<sup>137</sup> Green (1974b), S. 287.

<sup>138</sup> Green (1974b), S. 113, 294-296.

chiatrisch zu kategorisierenden Willens zu sein, den Patienten von der Verantwortung, sich bewusst willentlich für das andere Geschlecht entschieden zu haben. Ein frühkindlicher Ursprung der transsexuellen Identität wurde von beiden Seiten als die überzeugendste psychologische Rechtfertigung des Wunsches nach Geschlechtsumwandlung angesehen – neben den auch unterstellten biologischen Ko-Faktoren. Dabei wurde das ‘prä-transsexuelle’ Kind als Objekt und schuldloses Opfer seiner Umwelt, insbesondere einer pathogenen Familiendynamik, konstruiert.

Die Feststellung, dass Kinder das geschlechtsrollenuntypische Verhalten zeigen würden, das erwachsene Transsexuelle als Erinnerung dem Arzt berichteten, um ihren Wunsch nach Geschlechtsumwandlung zu begründen, reichte aus, um eine frühkindliche Genese der Transsexualität zu postulieren. Doch gegen die unterstellte lineare psychosexuelle Entwicklung sprechen zumindest drei Argumente: Therapieerfolge bei Kindern, die ‚theoretisch‘ dafür zu alt waren; prospektive Studien von effeminierten Jungen, die dafür sprachen, dass eine Genese von Transsexualität von anderen unbekanntem Faktoren abhängt; die im Verhältnis zu effeminierten Jungen weniger zwangsläufige psychosexuelle Entwicklung von ‚Tomboy‘-Mädchen. Diese drei Aspekte wurden von Green selbst genannt, aber nicht als Kritik an der eigenen Theorie verstanden.

Greens Feststellung, „much has been effected by the time the atypical male is first seen (usually 7 to 8)“,<sup>139</sup> wirkt als euphemistische Rechtfertigung eines *theoretisch* zum Scheitern verurteilten Therapieversuchs. Green zeigte zwar einerseits für eine abwartende Haltung der Eltern Verständnis – „‘dressing-up‘ is also a common expression of childhood experimental role playing“<sup>140</sup> –, und gestand zu, dass nicht spielerisch gemeinte frühkindliche Zeichen einer atypischen Identität unklar und für viele Eltern nicht zu erkennen seien.<sup>141</sup> Er hielt ihnen aber andererseits Unwissen vor: zu dem Zeitpunkt, an dem Eltern befürchten würden, das geschlechtsrollenuntypische Verhalten könnte kein Phänomen einer vorübergehenden Phase sein und auf die Entwicklung einer atypischen Geschlechtsidentität hindeuten, sei die Geschlechtsidentität schon fest etabliert.<sup>142</sup>

Doch obwohl die Eltern fast immer zu spät zum Therapeuten kommen müssten, spekulierte Green über Heilungschancen, selbst bei den Kindern, die nicht nur geschlechtsrollenuntypisches Verhalten gezeigt, sondern auch den Wunsch geäußert haben, dem anderen Geschlecht anzugehören. Die Geschlechtsidentitätsentwicklung könne, so Green, in umgekehrter Reihenfolge rückgängig gemacht werden: die sich später entwickelnde Geschlechtsrolle könne noch veränderbarer sein als die sich zuerst entwickelnde Kern-Geschlechtsidentität; durch eine

---

<sup>139</sup> Green (1974a), S. 309f.

<sup>140</sup> Green (1968), S. 502.

<sup>141</sup> Green (1974a), S. 310.

<sup>142</sup> Green (1974b), S. 239. Nach der Kindheit sei es für einen Versuch, eine Geschlechtsidentitätsstörung durch Psychotherapie heilen zu wollen, zu spät. Green, Stoller, und Newman behaupteten, es gebe keinen Bericht über eine erfolgreiche Therapie einer Geschlechtsidentitätsstörung eines heranwachsenden oder erwachsenen Transsexuellen. (Green [u. a.] (1972), S. 213.)

Veränderung der Rolle könne indirekt vielleicht auch die der Identität erreicht werden.<sup>143</sup> Verhaltenstherapeutische Maßnahmen sollten den effeminierten Jungen vermännlichen.<sup>144</sup> Die Eltern wurden ebenfalls therapiert, um sie im Idealfall zu Ko-Therapeuten zu machen, die durch den alltäglichen systematischen Einsatz von Belohnung und Strafe Umlernprozesse ermöglichen sollten.<sup>145</sup>

Schritte der Therapie waren: Modifikation von effeminierten Gesten und Manierismen, indem der Junge auf diese aufmerksam gemacht wird;<sup>146</sup> aktive Anerkennung von männlichen Spiel- und anderen Aktivitäten bei gleichzeitiger Mißbilligung von weiblichen Aktivitäten;<sup>147</sup> Versuch, für den Jungen andere Jungen als Freunde zu finden, die nicht besonders wild oder aggressiv sind, so dass sie den Jungen nicht aufgrund seiner Effeminiertheit zurückweisen und dieser sich nicht durch das Verhalten der anderen bedroht fühlt;<sup>148</sup> Finden von gemeinsamen Aktivitäten von Vater und Sohn, die für beide akzeptabel sind; Aufwertung der Rolle des Vaters in der Familie, um einen Identifikationsprozess zu ermöglichen;<sup>149</sup> schließlich Betonung der Unveränderbarkeit der Anatomie.<sup>150</sup> Die Reaktion anderer auf das männlichere Verhalten des Jungen könne dessen Selbstkonzept verändern: „Thus basic identity may undergo change with greater comfort in anatomic maleness.“ Der langfristige Therapieerfolg könne die Prävention eines Wunsches nach Geschlechtsumwandlung sein.<sup>151</sup>

Das durch den Konflikt zwischen Geschlechtsidentität einerseits und Anatomie und gesellschaftlichen Erwartungen andererseits bedingte Leid des Transsexuellen gab die ethische Legitimation für die therapeutische Intervention zur „prevention of transsexualism“<sup>152</sup> ab.<sup>153</sup> Für ein Kind bedeute ein nicht den Geschlechterstereotypen entsprechendes Verhalten soziale Unannehmlichkeiten und Leid, insbesondere durch eine Stigmatisierung zum Außenseiter. Um dessen daraus resultierenden Kummer zu reduzieren, sei es einfacher zu versuchen, das

---

<sup>143</sup> Green (1975), S. 345f.

<sup>144</sup> Green [u. a.] (1972), S. 217.

<sup>145</sup> Green (1971), S. 172; Green (1974b), S. 274. Green [u. a.] führten den guten Therapieerfolg in zwei der fünf von ihnen beschriebenen Fällen auf die Kooperation der Eltern zurück, die bereitwillig die Ratschläge des Therapeuten befolgten. (Green [u. a.] (1972), S. 214f.)

<sup>146</sup> Green (1974a), S. 306.

<sup>147</sup> Green [u. a.] (1972), S. 214. In diesem Punkt sei insbesondere eine Verhaltensmodifikation der Eltern wichtig, falls sie bislang den weiblichen Aktivitäten ihres Sohnes positiv oder neutral gegenübergestanden hätten. (Green (1974a), S. 307.)

<sup>148</sup> Green (1974a), S. 306.

<sup>149</sup> Green (1974a), S. 306f. Green [u. a.] meinten, der Therapeut solle männlichen Geschlechts sein, um dem Jungen ein aufgrund von Autorität und Prestige geeignetes Identifikationsobjekt bieten zu können, das darüber hinaus gegebenenfalls als Rollenmodell den abwesenden oder psychologisch nicht verfügbaren Vater ersetzen könne. (Green [u. a.] (1972), S. 216.)

<sup>150</sup> Green (1974b), S. 189.

<sup>151</sup> Green (1974a), S. 310; vgl. Green (1975), S. 345.

<sup>152</sup> Green (1971), S. 167.

<sup>153</sup> Green (1974b), S. 244. Auch Pauly propagierte die Prävention einer transsexuellen Entwicklung durch Erziehung. (Pauly (1969a), S. 57) Die Propagierung von Therapieversuchen bei Kindern zieht sich durch den gesamten Diskurs. Vgl. z. B.: Savitsch (1958), S. 92; Benjamin (1971), S. 77; Eicher (1984), S. 158; Eicher (1992), S. 162.

atypische Verhalten eines einzelnen Kindes zu normalisieren als die Toleranz der gesamten Gesellschaft gegenüber dem nicht der Norm Entsprechenden zu erreichen.<sup>154</sup>

Dass eine Therapie funktioniert, zeigten Green [u. a.] anhand von fünf effeminierten Jungen, die dank Therapie alle ihren Wunsch, ein Mädchen zu sein, aufgegeben hätten; der älteste von ihnen war zwölf Jahre alt.<sup>155</sup> Wenn noch bei Zwölfjährigen eine Entwicklung in Richtung Transsexualität verhindert werden konnte, dann scheint die prätranssexuelle Identität *generell* noch nicht bis zum dritten Lebensjahr fixiert zu sein. Diese Hypothese beruhte vielmehr auf einer Rückprojektion von Transsexuellen, die die Medizin aus Gründen der Rechtfertigung der transsexuellen Praxis bereitwillig aufgegriffen hatte.

Das Wissen der Betroffenen um die Realisierbarkeit ihres Wunsches trug entscheidend zur Fixierung eines Wunsches nach Geschlechtsumwandlung bei. Wie ein elfjähriges jungenhafes Mädchen Green in einem Gespräch eine Variante der Leib-Seele-Metapher als Selbstbeschreibung präsentierte – „I think I’m a boy in a girl’s body“<sup>156</sup> –, so wusste ein anderes neunjähriges Mädchen um die Möglichkeit einer operativen Geschlechtsumwandlung und wollte auf diesem Weg ein Junge werden.<sup>157</sup> Auch der einzige transsexuell gewordene effeminierte Junge der Langzeitstudie zeigte sich wohl informiert. Er hatte Transsexuelle im Fernsehen gesehen, wusste über chirurgische Geschlechtsumwandlungen Bescheid und dachte mit siebzehn bereits über die Kosten der Operation und die Qualität ihrer Resultate nach. Die selbstdiagnostische Erleuchtung erfuhr auch er aus der Jorgensen-Autobiographie, die ihm auch noch seine Mutter geschenkt hatte.<sup>158</sup>

Green, der den in Therapie befindlichen Kindern die Unveränderbarkeit der Anatomie weiß machen wollte, erwähnte die kindlich-jugendliche Besserwisserei als ein Hindernis des Therapieerfolgs. Die mediale Verbreitung der Möglichkeit einer chirurgischen Geschlechtsumwandlung und das Geschwätz über Menschen, die diese Möglichkeit in die Tat umgesetzt hätten, würden für Kinder mit einer Geschlechtsidentitätsstörung einen zusätzlichen Konflikt schaffen, da für sie das zuvor für unmöglich gehaltene wahrscheinlich werde:<sup>159</sup> „Modern surgical technology and public appearances by people who change sex pose a new problem in the management of the child dissatisfied with his or her gender role. It is far more difficult to

---

<sup>154</sup> Green [u. a.] (1972), S. 217; Green (1974a), S. 308; Green (1974b), S. 245; Green (1975), S. 346. Dem Argument der Gegner einer Therapie von Kindern, durch eine Intervention würden diese in von der sexistischen Gesellschaft geforderte Stereotype gepresst, hält Green das der pragmatischen Hilfe entgegen. Winkelmann, die erst kritisierte, dass durch eine präventive Einstellung kindliche Verhaltensweisen pathologisiert würden, bewertete Greens Therapien letztlich positiv, weil er versuche, dadurch insbesondere feminine Jungen vor Gruppenstigmatisierungen zu bewahren. (Winkelmann (1993), S. 93.)

<sup>155</sup> Green [u. a.] (1972), S. 216.

<sup>156</sup> Green (1974b), S. 289.

<sup>157</sup> Green (1974b), S. 282.

<sup>158</sup> Green (1987), S. 126. “I didn’t know what it was until I read it. And I read it and she [= die Mutter; V. W.] said, ‘Oh, I wish I had never given it to you.’” (a.a.O., S. 129.)

<sup>159</sup> Green (1974b), S. 169.

convince a child who wants to change sex to learn to adapt to his or her role after a postoperative transsexual has been seen on the television screen.”<sup>160</sup>

Green musste feststellen, dass seine prospektiven und retrospektiven Studien zur Transsexualität nicht das gewünschte deckungsgleiche Bild ergaben, das die frühkindliche Genese und lineare Entwicklung der Transsexualität bestätigt hätte: „Although a few boys seen by Money and myself over a decade ago were initially behaving similarly to that recalled by transsexuals, they underwent evaluation and are not transsexual. Most are homosexual.“<sup>161</sup> Auch wenn Green prospektiv keine Entwicklung zur Transsexualität ermitteln konnte, sah er dadurch nicht die Aussagekraft der retrospektiven Berichte von Transsexuellen infragegestellt. Er ging davon aus, dass die effeminierten Jungen prätranssexuell gewesen waren, aber hinsichtlich Geschlechtsidentität und -rolle therapiert werden konnten, so dass sie ‚nur‘ homosexuell geworden sind. Denn im präpubertären Alter, in dem die Behandlung stattfindet, sei das Sexualverhalten noch nicht manifest und infolgedessen nicht Gegenstand der Therapie.<sup>162</sup>

Doch die Entwicklung effeminierten Jungen ist nicht davon abhängig zu machen, ob und mit welchem Erfolg eine Psychotherapie durchgeführt worden ist. Der Titel einer 1987 veröffentlichten von Green durchgeführten Langzeitstudie, *The „Sissy Boy Syndrome“ and the Development of Homosexuality*,<sup>163</sup> verdeutlicht, dass sich die anfangs für prätranssexuell gehaltenen Jungen im Laufe der Untersuchung als wahrscheinlich prähomosexuell entpuppt haben;<sup>164</sup> nur in einem Fall wurde noch im adoleszenten Alter der Wunsch nach Geschlechtsumwandlung geäußert.<sup>165</sup> Green zeigte sich von dieser Entwicklung wenig überrascht, denn bei der Komposition des die Auswahl der Stichprobe leitenden Bildes eines effeminierten Jungen habe sich gezeigt, dass sich die erinnerten Verhaltensweisen von Transsexuellen und Homosexuellen zu einem großen Teil überlappen würden und auch Homosexuelle von ihrem kindlichen Wunsch, ein Mädchen zu sein, und von Verkleidungen als Mädchen berichtet hätten.

Hatten Green [u. a.] noch in den 1970er Jahren geschlechtsrollenuntypisches Verhalten in der Kindheit als frühe Anzeichen einer transponierten Geschlechtsidentität angesehen und

---

<sup>160</sup> Green (1974b), S. 284f.

<sup>161</sup> Green (1975), S. 345; vgl. Green (1974a), S. 302.

<sup>162</sup> Green (1975), S. 345.

<sup>163</sup> Green verfolgte über einen Zeitraum von 15 Jahren die Entwicklung von anfangs 66 effeminierten Jungen, die zu Beginn der Untersuchung zwischen vier und zwölf Jahre alt waren. In der Regel wurden die Jungen alle 18 bis 24 Monate untersucht (Interviews und psychologische Tests). (Green (1987), S. 13, 25f.) Als Vergleichsgruppe wurden 56 ‚maskuline‘ Jungen herangezogen. (a.a.O., S. 13f.) Nicht alle Personen konnten den gesamten Zeitraum hindurch untersucht werden. (a.a.O., S. 101.)

<sup>164</sup> Green (1987), S. 12. Von den insgesamt 44 in der Adoleszenz oder als junge Erwachsene interviewten Personen gaben 18 (41%) an, homosexuell zu sein, 14 (32%), bisexuell zu sein, und 12 (27%), heterosexuell zu sein. (Green (1987), S. 101) Green orientierte sich bei der Einordnung an der Kinsey-Skala: 0-1 = heterosexuell; 2-4 = bisexuell; 5-6 = homosexuell. Von der Kontrollgruppe der maskulinen Jungen sei dagegen nur einer homosexuell geworden. (a.a.O., S. 100.)

<sup>165</sup> Green (1987), S. 115-132, insbesondere S. 123f., 129f.

gemeint, die Vorboten einer späteren homosexuellen Objektwahl seien wesentlich unklarer,<sup>166</sup> so zeigte die Studie das Gegenteil. Green spekulierte nun über die Ursachen der Homosexualität, und zwar in einer Weise, die formal und inhaltlich der Spekulation gleicht, die er Mitte der 1970er-Jahre in Bezug auf die Transsexualität formuliert hatte.<sup>167</sup> Unter welchen Umständen sich der von effeminierten Jungen geäußerte Wunsch, ein Mädchen zu sein,<sup>168</sup> zum Wunsch nach Geschlechtsumwandlung fixiert, scheint zumindest mit dem Instrument der prospektiven Forschung, der Analyse von familiären Dynamiken der Kindheit, nicht ermittelbar zu sein. Dass die empirische Konkretisierung des 1974 von Green hypothetisch formulierten Sozialisationsromans bezogen auf Transsexuelle misslungen war, hatte keine Auswirkungen auf die transsexuelle Praxis, die sich im Laufe der 15 Jahre bereits soweit etabliert hatte, dass ein diese rechtfertigender psychogenetischer Entwurf verzichtbar war.

Ein jungenhaftes Verhalten von Mädchen wurde von Money, Green und anderen weniger als Symptom einer Identitätsstörung denn als Ausdruck der Präferenz für die männliche Geschlechtsrolle angesehen.<sup>169</sup> Anders als das weibliche Verhalten von Jungen sei, so Green in den 1970er Jahren, Tomboy-Verhalten von Mädchen ein höchst unzuverlässiges prospektives Symptom der Transsexualität.<sup>170</sup> Dieses Verhalten sei kein primärer Charakterzug einer beginnenden Transsexualität, sondern ermögliche nur eine weitere Differenzierung zu einer transsexuellen Geschlechtsidentität, wenn weitere postnatale Bedingungen – „whatever they might ultimately prove to be“ – erfüllt seien.<sup>171</sup> Ein jungenhaftes Verhalten von Mädchen sei in unserer Kultur verbreiteter und akzeptierter als ein mädchenhaftes Verhalten von Jungen.<sup>172</sup> Pauly zeigte sich überrascht, dass viele Mädchen *trotz* der größeren Toleranz gegenüber einem jungenhaften Verhalten ihrer ‚maskulinen Präferenz‘ entwachsen, dass also Frau-zu-

---

<sup>166</sup> “We have much less evidence of what are harbingers of later homosexual object choice.” (Green [u. a.] (1972), S. 217.)

<sup>167</sup> Wie bezüglich der Ursachen der Transsexualität inszenierte Green auch im Fall der Homosexualität einerseits Zurückhaltung: “My silence derives partly from ignorance, my inability to supply the definitive answer, and partly from wisdom, my knowing the complexity of any responsible answer.” (Green (1987), S. 353) Andererseits spekulierte er beredt drauflos und komponierte aus biologischen, psychologischen und soziologischen Komponenten eine klinische Synthese der Entwicklung der männlichen Homosexualität. (a.a.O., S. 379f.)

<sup>168</sup> Von den untersuchten effeminierten Jungen äußerten nur 15% nie den Wunsch, ein Mädchen sein zu wollen. (Green (1987), S. 15.)

<sup>169</sup> Vgl. z. B.: Green (1968), Green (1974b). Dass der Grat der als geschlechtsrollenadäquat angesehenen Kodierung für Mädchen besonders schmal ist, verdeutlichen die lerntheoretischen Annahmen, dass Mädchen und Jungen dazu tendieren, das Verhalten des mächtigeren Elternteils zu imitieren, und dass die Mutter sich nicht selbst ‚männlich‘ verhalten darf, wenn sie „tries to train her daughter to be ‚feminine““. (Mischel (1966), S. 58, 65.) Die Mutter soll also ihrer Tochter Weiblichkeit anerkennen, ohne dabei männlichmächtig zu wirken.

<sup>170</sup> Green (1974b), S. 141. Wie erwähnt musste Green in seiner Langzeitstudie effeminierten Jungen feststellen, dass auch dem effeminierten Verhalten von Jungen keine weibliche Identität zugrunde liegt, dass dieses Verhalten also keine Wurzel der Transsexualität darstellt. Ein Unterschied scheint allerdings darin zu bestehen, dass, anders als bei den ‚Tomboys‘, ein hoher Prozentsatz der in der Kindheit weiblichen Jungen im Erwachsenenalter bi- oder homosexuell geworden ist.

<sup>171</sup> Money / Brennan (1968), S. 498.

<sup>172</sup> Vgl. Green (1987), S. 12; Pauly (1969b), S. 60.

Mann-Transsexualität seltener ist als Mann-zu-Frau-Transsexualität.<sup>173</sup> Diese Toleranz dürfte umgekehrt in vielen Fällen verhindern, dass sich eine Präferenz für die gegengeschlechtliche Rolle überhaupt zu einer konträren Identität verfestigt. So meinte Green, aufgrund des größeren Spielraums, den die weibliche Geschlechtsrolle für gegengeschlechtliches Verhalten erlaube, seien bei Frauen radikale Mittel häufig weniger notwendig als bei Männern.<sup>174</sup>

Bieten unter der herrschenden Geschlechterordnung die sozialen Vorteile der männlichen Rolle eine Erklärung für den von Mädchen geäußerten Wunsch an, ein Junge zu sein, so konnten offenbar in der Regel männliche Sexualforscher Weiblichkeitswünsche von Jungen bzw. Männern – also einen Verzicht auf die privilegierte soziale Position – nur als Resultate einer (früh-)kindlichen Entwicklung begreifen: der Junge soll keine Wahl haben, seine Transsexualität hat sich zwangsläufig als eine totale, seit der Kindheit bestehende Transposition der Geschlechtsidentität entwickelt. Dass sich psychologische Legitimationsversuche der Transsexualität lange Zeit vor allem mit Mann-zu-Frau-Transsexuellen beschäftigt haben, könnte nicht nur am traditionell größeren Interesse der Sexualwissenschaft an den sexuellen Abweichungen des Mannes liegen, sondern auch darin begründet liegen, dass sich Frau-zu-Mann-Transsexualität schlechter zur Konstruktion einer linearen transsexuellen Entwicklung eignet.

Die zentrale Bedeutung der beiden Konstruktionen „lineare Entwicklung“ und „eindeutiger Geschlechtsdimorphismus“ für die Legitimation transsexueller Wünsche kann anhand von drei Kritiken verdeutlicht werden. Der Psychoanalytiker Lothstein bestritt nicht, dass die Wurzeln der transsexuellen Entwicklung in der Kindheit liegen, sondern die lerntheoretische Konstruktion dieser Entwicklung: zum einen kritisierte er die postulierten Mechanismen als naiven Realismus – „too simplistic and untenable“ –,<sup>175</sup> zum anderen, dass „ex post facto“ behauptet werde, „that a disorder present in adulthood must also have been present in childhood (*in the same way*) [meine Hervorh.]“. Tomboy- oder Sissy-Auffälligkeiten in der Kindheit würden zum Ursprung der Transsexualität erklärt, ohne dass in Erwägung gezogen werde, dass es sich auch um zwei verschiedene diagnostische Entitäten handeln könnte.<sup>176</sup>

Springer, ein Psychiater und Psychotherapeut, der wie Lothstein Transsexualität als ein

---

<sup>173</sup> Pauly (1969b), S. 60. Green gab das Verhältnis Mann-zu-Frau-Transsexualität zu Frau-zu-Mann-Transsexualität 1987 mit 3:1 an. (Green (1987), S. 12.)

<sup>174</sup> Green (1974b), S. 101. Als weitere Gründe dafür, warum Frau-zu-Mann-Transsexualität seltener sei als Mann-zu-Frau-Transsexualität, nannte Green: ein Fehler in der neuroendokrिनologischen Entwicklung sei bei Frauen weniger wahrscheinlich als bei Männern; die Mutter als erstes Identifikationsobjekt sei weiblich; mangelhafte phalloplastische Operationsmöglichkeiten. (a.a.O., S. 101f.)

<sup>175</sup> Lothstein (1983), S. 213.

<sup>176</sup> Lothstein (1983), S. 77. Lothstein interpretierte Transsexualität als Störung des Selbst (Kohut), dessen Wurzel in den ersten zwei Lebensjahren liege. Transsexuelle hätten meist eine Borderline-Persönlichkeitsstruktur, die sich als eine „stable character pathology“ in den ersten drei Lebensjahren bilde. Eine Borderline-Persönlichkeitsstruktur charakterisierte er durch: „rigid and primitive character defenses; good reality testing but a poor reality sense; and (...) ego weakness (low frustration tolerance, inadequate impulse control, lack of sublimatory channels, low anxiety tolerance)“. (a.a.O., S. 222) „The transsexual wish for SRS [Sex Reassignment Surgery; V. W.] can be seen as a restitutive attempt to prevent the disintegration of the self“, doch der strukturelle Defekt könne nicht chirurgisch, sondern nur psychotherapeutisch behoben werden. (a.a.O., S. 232, 230.)

Borderline-Syndrom ansah,<sup>177</sup> kritisierte nicht nur das lerntheoretische Postulat einer „lineare(n) Entwicklung in der Störung der geschlechtlichen Identität von Kindesbeinen an“,<sup>178</sup> sondern auch die aus der Hypothese, das „eins von zwei Geschlechtern“ aufgeprägt oder kodiert werde, resultierende „rigide Auffassung über den menschlichen sexuellen Dimorphismus“<sup>179</sup> – und den daraus resultierenden „Mythos“ der „Unbehandelbarkeit des Transsexualismus“, den er zerstören wollte.<sup>180</sup> Auch Person / Ovesey, ebenfalls Kritiker psychogenetischer Legitimationsversuche, lehnten die zentrale Hypothese einer gegengeschlechtlichen (Kern-)Geschlechtsidentität ab und glaubten stattdessen, dass Transsexuelle eine „ambiguity of core gender identity“ entwickeln<sup>181</sup> und dass erst „the poor performance in the masculine role tips the ambiguous core gender identity toward resolution in a female identity“.<sup>182</sup>

Therapieerfolge bei Kindern, prospektive Studien von effeminierten Jungen, psychosexuelle Entwicklung von ‚Tomboys‘: diese drei analysierten immanenten Widersprüche deuten darauf hin, dass die lerntheoretische Konstruktion der Genese einer transsexuellen Identität weniger auf klinischer Evidenz als auf dem Willen basiert hat, eine Rechtfertigung für geschlechtsumwandelnde Eingriffe zu formulieren. Dass die Entwicklung der Transsexualität nicht so eindeutig und konfliktfrei verläuft, ist von Kritikern vielfach betont worden. Auf psychiatrisierende Positionen und psychodynamische Theorien komme ich in Kapitel 11 zu sprechen, als Negativfolie des trotz aller Kritik stattgehabten Erfolgs des Legitimationsdiskurses der Transsexualität. An dieser Stelle gehe ich nur auf die kognitive Entwicklungspsychologie von Lawrence Kohlberg ein, die die zur Lerntheorie komplementäre Theorie darstellt, weil sie zwar intrapsychische Aktivitäten in den Vordergrund stellt, diese aber auf kognitive Prozesse verengt.<sup>183</sup> Die Lerntheorie sieht das Kind als Objekt von Umwelteinflüssen, die Kognitionspsychologie dagegen als Subjekt der kognitiven Organisation seiner Welt an. Eine konfliktfreie Psychogenese der Transsexualität ist mit Kohlberg nicht zu konstruieren: „Our the-

---

<sup>177</sup> Der Transsexuelle gestalte „zwar sein Selbst in der Welt nicht halluzinatorisch oder illusionär um (...), die realen Gegebenheiten werden nicht in psychotischer Weise umerlebt, andererseits versucht er jedoch, die Inhalte, die der Realitätserfahrung widersprechen, zu realisieren, Hilfe in Anspruch zu nehmen, daß seine innere Realität zur äußeren Realität werde“. (Springer (1981), S. 149.)

<sup>178</sup> Springer (1981), S. 78. Auch wenn Springer einräumen muss, dass in manchen Fällen sexuelle Abweichungen des Erwachsenenalters frühe Vorstufen haben, meint er, „daß man zwischen kindlichen und erwachsenen Vorstellungen, Erwartungen und Verhaltensmuster [sic] streng unterscheiden muß“. (a.a.O., S. 86.)

<sup>179</sup> Springer (1981), S. 81. Pauly nahm im Diskurs der Transsexualität eine Sonderstellung ein, weil er transsexuelle Wünsche nicht psychiatrisierte und trotzdem bereits Ende der 1960er Jahre „totally male“ und „totally female“ als abstrakte Konzepte qualifiziert hat (Pauly (1969a), S. 38), als „biblical polarity“, die man aufgeben müsse, da Transsexualität ein Spektrum oder Kontinuum von ‚Gender‘-Identifikationen darstelle, auf dem jedes Individuum einen besonderen Platz besetze. (Pauly (1968), S. 464.)

<sup>180</sup> Springer (1981), S. 200.

<sup>181</sup> Person / Ovesey (1974a), S. 5.

<sup>182</sup> Ovesey / Person (1973), S. 66.

<sup>183</sup> Für Kohlberg waren kognitiv-strukturelle Veränderungen die wichtigste Ursache der Entwicklung der Realitätsorientierung. (Kohlberg (1966), S. 96) Die Rezeption der zugrunde liegenden Theorie der geistigen Entwicklung von Piaget begann in den USA erst Anfang der 1960er Jahre. (Boden (1979), S. 23) Kohlberg hat als erster Piagets Theorie der kognitiven Entwicklung auf den Bereich der Geschlechtsrolle angewendet. (Huston (1983), S. 397.)

ory (...) stresses the active nature of the child's thought as he organizes his role perceptions and role learnings around his basic conceptions of his body and his world. (...) The child's sex-role concepts are the result of the child's active structuring of his own experience; they are not passive products of social training. (...) Adult attitudes are to be viewed as developmental restructuring of earlier attitudes rather than as the products of direct learning of an arbitrary cultural reality."<sup>184</sup>

„Although the existence of mediating processes is acknowledged, they are not attributed the causal powers usually assigned to them in ‚cognitive‘ and ‚dynamic‘ theories“: Für die Lerntheorie sind Verhalten und Wertungen des Kindes nicht durch dessen Selbstkategorisierung als Junge oder Mädchen bestimmt, sondern „lawfully determined by his previous learning history“.<sup>185</sup> Umgekehrt behauptet Kohlbergs Modell der dreistufigen Entwicklung der Geschlechtsidentität, dass am Anfang (Ende des zweiten Lebensjahres<sup>186</sup>) die Selbstkategorisierung als Junge oder Mädchen stehe, die noch keine korrekte Selbstklassifikation in eine allgemeine physische Kategorie impliziere: „the label ‚boy‘ may be a name just like the name ‚Johnny‘.“ Dann folge eine Phase,<sup>187</sup> in der das Kind seine Geschlechtskategorie unsystematisch auf der Grundlage verschiedener physischer Charakteristika (Kleidung, Frisur) generalisiere. Im Alter von fünf bis sechs Jahren betrachte das Kind seine Geschlechtsidentität als eine konstante unveränderbare Kategorie und erkenne, dass die Genitalien, deren Geschlechterdifferenz dem Kind schon früher bewusst gewesen sei, für die Geschlechtszuschreibung zentral sind.<sup>188</sup>

Die geschlechtliche Selbstkategorisierung determiniere diese Entwicklung. Jene qualifizierte Kohlberg als ein frühes basales kognitives Urteil und *nicht* als Ergebnis eines Lernprozesses, da sie quasi unveränderbar sei, durch Beurteilungen der physischen Realität gestützt werde und von den üblichen Lernmechanismen der sozialen Verstärkung unabhängig sei.<sup>189</sup> Kohlberg konstruierte die Geschlechtsidentität, „the most stable of all social identities“,<sup>190</sup> als

---

<sup>184</sup> Kohlberg, Lawrence: A Cognitive-Developmental Analysis of Children's Sex-Role Concepts and Attitudes, in: Maccoby (1966), S. 82-173; hier: S. 83, 85.

<sup>185</sup> Mischel, Walter: A Social-Learning View of Sex Differences in Behavior, in: Eleanor E. Maccoby (Hrsg.): The Development of Sex Differences. Stanford 1966; S. 56-81; hier: S. 62f. Green ging auf die Kognitionspsychologie nur am Rande ein als „a somewhat different view“ der Entwicklungspsychologie, der nicht nur auf der Verfügbarkeit von Modellen des sozialen Lernens basiere, sondern eine Interaktion zwischen intellektuellen Entwicklungsstufen und Aspekten des Geschlechtsrollenverhaltens postuliere. (Green (1974b), S. 22.)

<sup>186</sup> Das entspricht dem Ende der sensomotorischen Stufe nach Piaget: in dieser frühesten Phase beginne das Kind, „zwischen sich und der Außenwelt zu unterscheiden und seinen Körper als ein Objekt unter anderen in den äußeren Raum einzuordnen“. (Scharlau (1996), S. 32.)

<sup>187</sup> Entsprechend dem Stadium des vorbegrifflichen oder symbolischen Denkens (2-4 Jahre). (Scharlau (1996), S. 43.)

<sup>188</sup> Kohlberg (1966), S. 93-95, 104. Die Stabilisierung der Geschlechtsidentität war für Kohlberg nur ein Aspekt der von Piaget beschriebenen allgemeinen Stabilisierung der Konstanz physischer Objekte. (a.a.O., S. 95) Kognitiv uminterpretiert ist der Ödipuskomplex Ausdruck der Unsicherheit des Kindes bezüglich seiner anatomischen Konstanz, seiner Sorge um die Integrität seines Körpers. (a.a.O., S. 107.)

<sup>189</sup> Kohlberg (1966), S. 87f.

<sup>190</sup> Kohlberg (1966), S. 92. Die andere grundlegende Kategorie der Selbst-Identität des Kindes sei die Opposition Kind - Erwachsener: „unlike gender, however, age identity is not fixed.“ Unter bestimmten Bedingungen

Kern des Subjekts, als „the critical and basic organizer of sex-role attitudes“.<sup>191</sup> Diese waren für ihn nicht das Produkt einer *konkreten kulturell spezifischen* Sozialisation, sondern das Resultat einer *universalen* kognitiv-sozialen Entwicklung, an deren Anfang das Kind als „valuing and value-seeking organism“ stehe.<sup>192</sup> „Basic self-categorization determine basic valuing“: Objekte und Handlungen, die der eigenen Geschlechtsidentität entsprechen, würden positiv bewertet.<sup>193</sup> Als Stützen der Geschlechtsidentität des Kindes postulierte Kohlberg die wachsende kognitive Fähigkeit – „adaptation to physical-social reality“ – und das Bedürfnis, ein stabiles und positives Selbstbild zu bewahren.<sup>194</sup>

Psychopathologische Erscheinungen von Erwachsenen können laut Kohlberg auf eine durch bestimmte Erfahrungen ausgelöste Fixierung von kognitiv verzerrten Geschlechtskonzepten der Kindheit zurückgeführt werden.<sup>195</sup> Lothstein wies darauf hin, dass kognitionspsychologisch zwar eine *Störung* der Geschlechtsidentität durch Einflüsse der Eltern oder eine *instabile* Geschlechtsidentität durch ein Fehlschlagen der kognitiven Entwicklung erklärt werden könne, jedoch nicht die fehlende Motivation von Transsexuellen, ein stabiles und positives Selbstbild zu bewahren: „It would appear that one would either have to explain psychologically why a woman was not motivated to become feminine, or show how a structural ego defect might have interfered with her sex-role cognitions.“<sup>196</sup> Da die Geschlechtsidentität nicht lerntheoretisch als Effekt einer Kodierung des Kindes angesehen, sondern die geschlechtliche Selbstkategorisierung zum Ursprung der kognitiv-sozialen Entwicklung der Geschlechtsidentität gemacht wird, kann sich für die Kognitionspsychologie eine transsexuelle Identität nur im Konflikt zu diesem basalen Urteil des Kindes bilden.

## 10.2 Ich-Psychologie: Transsexualität als Resultat einer Identifizierung mit dem 'falschen' Geschlecht

Die Psychoanalyse stellte neben der Theorie des sozialen Lernens und der Kognitionspsychologie die dritte Schule der Entwicklungspsychologie dar, die in der Zeit der medizinischen Konstruktion der Transsexualität bedeutend war. Sie eignete sich genauso wenig wie die Kognitionspsychologie zur Konstruktion einer in der frühen Kindheit konfliktfrei entstandenen unveränderbaren transsexuellen Identität, weil auch sie das Kind nicht bloß als rezeptives Ob-

---

gen könne sonst nur noch ‚Rasse‘ als vergleichbare Kategorie angenommen werden. (Kohlberg / Ullian (1978), S. 210.)

<sup>191</sup> Kohlberg (1966), S. 88.

<sup>192</sup> Kohlberg (1966), S. 83, 111. Das Kind fälle auch „spontan“, nicht nur in Lernsituationen von Belohnung und Strafe, Werturteile. (a.a.O., S. 111) Kohlberg postulierte eine “natural tendency to like oneself, think well of oneself and of that which is connected to the self or is like the self”. (Kohlberg / Ullian (1978), S. 212.)

<sup>193</sup> Kohlberg (1966), S. 89. Kohlberg stellte dem Syllogismus der Lerntheorie – “I want rewards, I am rewarded for doing boy things, therefore I want to be a boy” - den der kognitiven Theorie gegenüber: “I am a boy, therefore I want to do boy things, therefore the opportunity to do boy things (...) is rewarding.” (ebd.)

<sup>194</sup> Kohlberg (1966), S. 88.

<sup>195</sup> Kohlberg (1966), S. 88, 125.

<sup>196</sup> Lothstein (1983), S. 216.

jekt äußerer Einflüsse angesehen hat. Die Psychoanalyse hat zum einen die Entwicklung der (Geschlechts-)Identität über den Ödipuskomplex an das Begehren gekoppelt und über unbewusste Identifizierungen konstruiert. Zum anderen hat sie nicht zwischen der Identitätsentwicklung und der Entwicklung des Ich aus dem Es unterschieden. Der bewussten Imitation der Lerntheorie kann die libidoorganisierte unbewusste Identifizierung der Psychoanalyse gegenübergestellt werden.<sup>197</sup> Die Ich-Psychologie hat dagegen den Akzent von der Ich-Bildung aus Triebkonflikten heraus zur Ich-Entwicklung als Anpassung an die Umwelt verschoben und eine Identitätsentwicklung unabhängig von ödipalen Konflikten und libidinösen Besetzungen postuliert. Erst auf dieser Basis konnte die Hypothese der frühkindlichen Entwicklung der Kern-Geschlechtsidentität aufgestellt werden.

Bevor ich auf die ich-psychologischen Theorien zur Entstehung von Transsexualität zur Legitimation von Geschlechtsumwandlungen eingehe, stelle ich kurz Freuds Analyse des Falles Schreber und die zu Grunde liegenden Veränderungen von der Freud'schen Psychoanalyse zur Ich-Psychologie dar, deren Fokus die Verschiebung von der unbewussten Identifizierung zur bewussten Identität, von der gegengeschlechtlichen Identifikation Homosexueller zur gegengeschlechtlichen Identität Transsexueller bildet.

### *10.2.1 Wahnhafte Realität statt realisierbarer Wunsch – Freuds Konstruktion einer ‚transsexuellen‘ als einer passiv homosexuellen Wunschphantasie*

Freuds Interpretation des Falles Schreber kann zwar nicht als Vorläufer des psychoanalytischen und ich-psychologischen Diskurses zur Transsexualität bezeichnet werden, denn es überwiegen die Unterschiede. Zum einen hinsichtlich der Konstruktion des transsexuellen Subjekts: paranoische Realisierung einer ‚transsexuellen‘ Wunschphantasie vs. als paranoisch qualifizierter Wunsch eines Geschlechtswechsels; zum anderen hinsichtlich der Konstruktion des Verhältnisses des Subjekts zu seinem Wunsch: Schrebers Widerstand gegen seine ‚transsexuelle‘ Wunschphantasie vs. Widerstand gegen homosexuelle Wünsche und dessen transsexuelle Überwindung. Gleichwohl eignet sich dieser Fall dazu, die Differenz zwischen Freuds Mechanismus der Identifizierung und dem ich-psychologischen Modell der Identitätsbildung zu verdeutlichen, eine Differenz, die für die ich-psychologische Legitimation von Wünschen nach Geschlechtsumwandlung entscheidend ist.

In der Inkubationszeit seiner zweiten schweren Psychose träumte Schreber einige Male, dass seine frühere Nervenkrankheit zurückgekehrt sei, und hatte „einmal gegen Morgen in einem Zustande zwischen Schlafen und Wachen ‚die Vorstellung, daß es doch eigentlich recht schön sein müsse, ein Weib zu sein, das dem Beischlaf unterliege‘, eine Vorstellung, die er bei vollem Bewußtsein mit großer Entrüstung zurückgewiesen hätte.“<sup>198</sup> Freud brachte Träu-

---

<sup>197</sup> "Die Identifizierung ist also nicht simple Imitation, sondern Aneignung auf Grund des gleichen ätiologischen Anspruches; sie drückt ein 'gleichwie' aus und bezieht sich auf ein im Unbewußten verbleibendes Gemeinsames." (Freud (1989j [1900]), S. 166.)

<sup>198</sup> Freud (1989c [1911]), S. 142; Schreber (1995 [1903]), S. 26. Bei der folgenden Analyse gehe ich nicht von Schrebers Autobiographie seines Wahns aus (Schreber (1995 [1903])), sondern von Freuds Konstruktion des ‚Falles Schreber‘, da es mir nicht darum geht zu überprüfen, ob Freud der autobiographischen Interpretation Schrebers gerecht geworden ist, sondern um Freuds Interpretation des Schreber'schen Textes. Die

me und Phantasievorstellung in Zusammenhang und meinte: „die feminine Einstellung der Phantasie galt von Anfang an dem Arzte. Oder vielleicht hatte der Traum, die Krankheit sei wiedergekehrt, überhaupt den Sinn einer Sehnsucht: Ich möchte Flechsig<sup>199</sup> wieder einmal sehen.“

Schreibers Widerstand gegen den „Vorstoß homosexueller Libido“<sup>200</sup> ist für Freud Auslöser des sexuellen Verfolgungswahns.<sup>201</sup> Schreber habe die „Umwandlung in ein Weib“ als einen „Akt schwerer Beeinträchtigung und Verfolgung beurteilt“, der „zum Zwecke sexuellen Mißbrauches“ erfolgen sollte.<sup>202</sup> Erst die Umwandlung seines sexuellen Verfolgungswahns in einen religiösen Größenwahn – die Weltordnung verlange, dass er Weib Gottes werde, um neue Menschen zu erschaffen – habe es Schreber, der sich als einen sittenstrengen Mann charakterisierte, erlaubt, seinen Widerstand gegen seine imaginierte transsexuelle Heterosexualität, aufzugeben: „Wenn es unmöglich war, sich mit der Rolle der weiblichen Dirne gegen den Arzt zu befreunden, so stößt die Aufgabe, Gott selbst die Wollust zu bieten, die er sucht, nicht auf den gleichen Widerstand des Ichs. (...) Das Ich ist durch den Größenwahn entschädigt, die feminine Wunschphantasie aber ist durchgedrungen, akzeptabel geworden. Kampf und Krankheit können aufhören.“<sup>203</sup>

Freud schenkte dem phantasierten Geschlechtswechsel Schreibers, dessen Identitätslust, keine gesonderte Aufmerksamkeit. Denn die Psychoanalyse problematisierte nicht die Konstituierung der Geschlechtsidentität des Subjekts, sondern konstruierte das Subjekt über Identifizierungen, über Objektbeziehungen – das homosexuelle Subjekt über eine Identifizierung mit dem anderen Geschlecht. Schreibers ‚transsexuelle‘ Wunschphantasie<sup>204</sup> sah Freud als *imaginäre*, durch Abwehrvorgänge entstellte Inszenierung der Erfüllung des unbewussten, auf den Vater gerichteten passiven homosexuellen Wunsches an.<sup>205</sup> Wunschphantasien stellten für

---

nach eigenen Angaben erste Neuinterpretation des Falles Schreber gaben: MacAlpine / Hunter (1953), insb. S. 354; vgl. weiter: Fairbairn (1956), insb. S. 125; Santner (1996).

<sup>199</sup> Professor Flechsig, Direktor der Psychiatrischen Klinik der Universität Leipzig, behandelte Schreber während dessen erster und dem ersten halben Jahr seiner zweiten Erkrankung. (Schreber (1995 [1903]), S. 25) Vgl. editorische Vorbemerkung zu Freud (1989c [1911]), S. 137f. Zu Paul Emil Flechsig und seiner materialistischen Psychiatrie vgl. Stingelin (1989).

<sup>200</sup> Freud (1989c [1911]), S. 168f.

<sup>201</sup> Freud behauptete, „daß die bekannten Hauptformen der Paranoia alle als Widersprüche gegen den einen Satz ‚Ich (ein Mann) liebe ihn (einen Mann)‘ dargestellt werden können“. Da der Widerspruch gegen den Satz ‚Ich liebe ihn‘, also ‚Ich liebe ihn nicht - ich hasse ihn ja‘, dem Paranoiker nicht bewusst werden könne, ersetze er die innere durch eine Außenwahrnehmung, projiziere seinen Hass: „Ich liebe ihn ja nicht - ich hasse ihn ja - weil er mich verfolgt.“ (Freud (1989c [1911]), S. 186f.) Die „vom Wahne statuierte Verfolgung diene vor allem dazu, die Gefühlsverwandlung im Kranken zu rechtfertigen“. (a.a.O., S. 167.)

<sup>202</sup> Freud (1989c [1911]), S. 147; vgl. Schreber (1995 [1903]), S. 93. Schreber bildete sich ein, Stimmen zu hören, die ihn als „Miss Schreber“ verhöhnen (Freud (1989c [1911]), S. 148) und heuchlerisch an sein männliches Ehrgefühl appellierten (Schreber (1995 [1903]), S. 130): „Das will ein Senatspräsident sein, der sich f... [sic!] läßt?“ – „Schämen sie sich denn nicht vor Ihrer Frau Gemahlin?““ (Freud (1989c [1911]), S. 148; Schreber (1995 [1903]), S. 130.)

<sup>203</sup> Freud (1989c [1911]), S. 173.

<sup>204</sup> Zum Phantasiebegriff bei Freud vgl. Laplanche / Pontalis (1973), S. 388.

<sup>205</sup> Charakteristisch für eine Paranoia sei ein Übertragungsvorgang, bei dem Personen aufgespalten würden: „Die Wurzel der femininen Phantasie, die soviel Widerstand beim Kranken entfesselte, wäre also die zu erotischer Verstärkung gelangte Sehnsucht nach Vater und Bruder gewesen, von denen die letztere durch

Freud eine psychische Realität dar, die die äußere Realität ersetzt. Die Verwandlung in eine Frau „zu einem (...) weltordnungsmäßigen Zweck“<sup>206</sup> wurde für Schreber wahnhaftige Realität. Er konnte seinen Widerstand gegen die Verweiblichung aufgeben. Allerdings nötigte, so Freud, die im Heilungsprozess „erstarkte Rücksicht auf die Wirklichkeit“ dazu, die Wunsch-erfüllung, die Verwandlung in eine Frau, in die ferne Zukunft zu verschieben und sich mit Andeutungen der Weiblichkeit zu bescheiden.<sup>207</sup>

Den Ödipuskomplex konstruierte Freud als Schaltstelle der Strukturierung der Persönlichkeit, die die Entwicklung der Objektwahl an die Identifizierung mit den Eltern, im Fall der heterosexuellen Norm mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil, knüpft. Mit der weiblichen Identifizierung männlicher bzw. der männlichen Identifizierung weiblicher Homosexueller behauptete Freud jedoch keine gegengeschlechtliche Identität von Homosexuellen, die möglicherweise aufgrund der Norm der Heterosexualität durch ihr Begehren ihre Männlichkeit bzw. Weiblichkeit in Frage gestellt sahen.<sup>208</sup> Freud benutzte in den Texten zur psychosexuellen Entwicklung den Begriff *Identität* nicht;<sup>209</sup> die Entwicklung einer bewussten Geschlechtsidentität war kein Thema.<sup>210</sup> Diese kann als der psychosexuellen Entwicklung implizit angesehen werden, der Freud „die Differenzierung des geschlechtlichen Wesens zu Mann und Frau“,<sup>211</sup> die mit der Pubertät zu erreichende „scharfe Sonderung des männlichen und weiblichen Charakters“,<sup>212</sup> die Heterosexualität, als Telos setzte.

---

Übertragung auf den Arzt Flechsig übergang, während mit ihrer Zurückführung auf die erstere ein Ausgleich des Kampfes erzielt wurde.“ (Freud (1989c [1911]), S. 175) „Im Ausgang des Schreberschen Wahnes“ – dem religiösen Größenwahn – „feiert die infantile Sexualstreben einen großartigen Triumph; die Wollust wird gottesfürchtig, Gott selbst (der Vater) läßt nicht ab, sie von dem Kranken zu fordern. Die gefürchtetste Drohung des Vaters, die der Kastration, hat der zuerst bekämpften und dann akzeptierten Wunschphantasie der Verwandlung in ein Weib geradezu den Stoff geliehen.“ (a.a.O., S. 180.)

<sup>206</sup> Freud (1989c [1911]), S. 148.

<sup>207</sup> Freud (1989c [1911]), S. 173f. „Möglich also, ja wahrscheinlich, daß es bis zu meinem Lebensende bei starken Andeutungen der Weiblichkeit verbleibt und ich dereinst als Mann mit dem Tode abgehe.“ (Schreber (1995 [1903]), S. 212) Als Stück der Wahnbildung Schrebers, „das im wirklichen Handeln des Genesenen seinen Platz zu behaupten mußte“, überdauerte eine prototypisch transvestitische Form der „Verwandlung in ein Weib“: Schreber posierte zuweilen „mit etwas weiblichem Zierat (...) bei halb entblößtem Oberkörper vor dem Spiegel“, „übrigens nur im Alleinsein“. (Freud (1989c [1911]), S. 149.)

<sup>208</sup> Aufgrund des von Freud angenommenen starken Männlichkeitskomplexes von Lesben entwirft er für die weibliche Homosexualität ein deutlicher gegengeschlechtlich geprägtes Bild. Doch projiziert Lewes die ich-psychologische Kategorie der Kerngeschlechtsidentität zurück, wenn er meint, nach Freuds Theorie „the child suffers a basic unsureness and confusion about what will later in psychoanalytic theory be called his core sexual identity“. (Lewes (1989), S. 39.)

<sup>209</sup> Freud sprach aber beispielsweise von einer jüdischen Identität. (Freud (1955 [1926]), S. 52) Freuds Bemerkung, dass die Psychoanalyse ich-psychologischen Elementen „keine besondere Aufmerksamkeit schuldig war“, (Freud (1967 [1914]), S. 96) bekundet sein Desinteresse an einer klaren Bestimmung des Ich-Begriffs. (Laplanche / Pontalis (1973), S. 186) Eine klare Unterscheidung zwischen dem Ich als Teilstruktur der Persönlichkeit und dem Ich als Individuum wäre Voraussetzung eines Identitätsbegriffs.

<sup>210</sup> Im Gegensatz zur philosophischen Ineinssetzung von *bewusst* und *psychisch* sei für die Psychoanalyse „alles Psychische zunächst unbewußt, die Bewußtseinsqualität“ könne „dann dazukommen oder auch wegbleiben“. (Freud (1968 [1925]), S. 56f.)

<sup>211</sup> Freud (1989a [1905]), S. 137.

<sup>212</sup> Freud (1989a [1905]), S. 123.

Im psychoanalytischen Diskurs wurden realisierbare transsexuelle Wünsche gemäß des Primats von Sexualität/Trieb gegenüber Geschlecht/Identität auf Widerstand erzeugende homosexuelle Wünsche zurückgeführt und die Operation als pathologisches Mittel zum Zweck ihrer Heterosexualisierung interpretiert. Der Wahn wurde von der phantasierten Realisierung des Wunsches im Fall Schrebers auf den psychiatrisierten transsexuellen Wunsch selbst verschoben.

Die Aufgabe der „Verklammerung von Trieb und Identität“ durch die „Einführung des Konzeptes core gender identity“<sup>213</sup> war Voraussetzung der Konstruktion einer Psychogenese der Transsexualität, wie sie die psychoanalytische Ich-Psychologie entworfen hat. Diese behauptete eine präödipale Identitätsbildung, damit eine von der Dynamik des Begehrens des Ödipuskomplexes abgelöste Form der Subjektkonstitution. Die ich-psychologischen Hypothesen zur Entwicklung der Geschlechtsidentität waren für beide Geschlechter nicht analog. Die Einschätzung der Komplexität der Identitätsentwicklung kehrte sich im Vergleich zu Freuds Einschätzung der *psychosexuellen* Entwicklung um. Für Freud galt die des Jungen als weniger schwierig: sein erstes Sexualobjekt der Mutter-Kind-Dyade hat das normativ zu erreichende ‚richtige‘ Geschlecht, die Kastrationsangst drängt den Jungen zur Vateridentifizierung. Dagegen hat das Mädchen beim Übergang von der präödipalen zur ödipalen Phase ein Sexualobjekt des anderen Geschlechts zu wählen, Penisneid und Männlichkeitskomplex stören seine Entwicklung *zur* Weiblichkeit. Laut Ich-Psychologie hat es der Junge schwerer als das Mädchen, da er präödipal in der Mutter-Kind-Dyade eine männliche Identität ausbilden muss. Demgegenüber ist die Entwicklung einer männlichen Geschlechtsidentität beim Mädchen an ein Aufbrechen der Mutter-Kind-Dyade – die Ich-Psychologie postuliert eine primäre Weiblichkeit – und anschließende Konflikte gebunden.

### *10.2.2 Von der gegengeschlechtlichen Identifizierung Homosexueller zur gegengeschlechtlichen Identität Transsexueller*

Homosexualität wurde von der Freud'schen Psychoanalyse durch eine *ödipale* gegengeschlechtliche *Identifizierung* erklärt. Transsexualität wurde ich-psychologisch auf eine *präödipal* entstandene gegengeschlechtliche *Identität* zurückgeführt. Damit sind zwei Punkte einer diskursgeschichtlichen Entwicklung benannt. Im Folgenden sollen die diskursgeschichtlichen Voraussetzungen dieser ich-psychologischen Konstruktion der Transsexualität verdeutlicht werden. Entscheidend sind zwei Elemente: 1. die Konstruktion einer psychosexuellen Entwicklung, die die Bedeutung der präödipalen gegenüber der ödipalen Phase betont; 2. eine Theorie der Subjektkonstitution, die das Ich nicht aus dem Es heraus entstehen lässt und das Subjekt als durch unbewusste Identifizierungen geformt behauptet, sondern die ausgehend von der Annahme eines autonomen Ich die Bildung einer bewussten Identität entwirft.

---

<sup>213</sup> Reiche (1997), S. 936. Reiche kritisierte die Konstruktion eines sexgereinigten ‚gender‘ und setzte - auf der Grundlage der Freud'schen Hypothese konstitutioneller Bisexualität - die Theorie einer zeitgleichen präödipalen Entwicklung von „Proto-Geschlechtsidentität“ und „Proto-Objektwahl“ aus „demselben ‚Kern‘“ an deren Stelle. (a.a.O., S. 941) Mit dieser Spekulation entledigte sich Reiche des Problems, durch „spezifische Mutter-Kind-Interaktionsmuster“ die Entstehung von Heterosexualität, Homosexualität, Transsexualität und Perversionen erklären zu müssen. (ebd.)

*1a. Primäre Weiblichkeit des Mädchens.* Freud konstruierte jede weibliche Sexualentwicklung als eine ‚transsexuelle‘, über eine primäre männliche Phase verlaufende und vom Penisneid beherrschte Entwicklung. Kritikerinnen haben diesem männlichen Bild der weiblichen Entwicklung widersprochen. Gegen Freuds Theorie einer „ursprünglichen phallischen Organisation des Mädchens“ nahm Vorreiterin Karen Horney<sup>214</sup> eine spezifisch weibliche, primäre vaginale Sexualität an: so müsste im Mädchen „ein Gefühl für die Spezifität der eigenen Geschlechtsrolle von Anbeginn an lebendig sein und ein primärer Penisneid in der von Freud angenommenen Stärke wäre dann nicht verständlich“.<sup>215</sup> Horney differenzierte einen „früh-infantilen primären Penisneid“, der „sich offenbar rein auf den anatomischen Unterschied gründet“<sup>216</sup> und der keinen Einfluss auf die Gesamtentwicklung habe,<sup>217</sup> von „Männlichkeitswünsche(n)“, die „eine sekundäre Bildung darstellen, in der alles Platz gefunden hat, was in der weiblichen Entwicklung mißglückt ist“.<sup>218</sup> Nicht der „Penisneidkomplex“, die Unzufriedenheit mit der weiblichen Geschlechtsrolle, sei der „Mittelpunkt des weiblichen Kastrationskomplexes“,<sup>219</sup> sondern „erst die erlittene Liebesenttäuschung“ führe „zu einer Abwendung von der weiblichen Rolle (...) mit nachfolgender Vateridentifizierung“. Erst dadurch entfalte der Penisneid – verstärkt um die Triebkraft, die dem Wunsch, vom Vater ein Kind zu bekommen, innewohnt – „seine ganze Wirksamkeit“.<sup>220</sup> Die Genese von Männlichkeitswünschen, des Männlichkeitskomplexes bzw. weiblicher Homosexualität, bedinge nicht die Konstitution (der konstitutionell bedingte Penisneid), sondern der Verlauf des Ödipuskomplexes. Ein starker weiblicher Kastrationskomplex, ein Männlichkeitskomplex, lasse sich laut Horney bei Frauen mit einer „mehr oder weniger erhebliche(n) Wendung zur Homosexualität“ finden.<sup>221</sup>

Wie Freud konstruierte auch Horney die Entwicklung der Weiblichkeit über den Ödipuskomplex, über eine mit der heterosexuellen Objektwahl verbundenen weiblichen Identifizierung. Die Hypothese, Mädchen hätten ein Gefühl für die weibliche Geschlechtsrolle von Beginn an, ist Voraussetzung für die ich-psychologische Konstruktion einer bereits präödiपाल gestörten weiblichen Entwicklung zur Transsexualität.

*1b. Präödiपाल Weiblichkeit des Jungen.* Theorien zur psychosexuellen Entwicklung des Mannes betonten die Bedeutung der präödiपालen Beziehungen zum Vater und zur Mutter. Felix Boehm radikalisierte Freuds Konstruktion des vollständigen Ödipuskomplexes dahinge-

<sup>214</sup> Zu Horney vgl. Chrzanowski (1977), insb. S. 477-485.

<sup>215</sup> Horney (1933), S. 384. Zu den klinisch-therapeutischen Grundlagen dieser Annahme vgl. a.a.O., S. 375, S. 379; vgl. Greenacre (1950), S. 124-126. Die häufige „Verleugnung der Vagina“ (Horney (1933), Aufsatztitel) sei Vorbedingung der Bevorzugung der männlichen Geschlechtsrolle, der „Flucht aus der Weiblichkeit“ (Horney (1926), Aufsatztitel).

<sup>216</sup> Greenacre (1950), S. 136, Fußnote.

<sup>217</sup> Horney (1933), S. 375.

<sup>218</sup> Horney (1926), S. 368. Horney billigte dem primären Penisneid keine größere Bedeutung zu als dem Mutterschaftsneid des Knaben als dessen Analogon. (a.a.O., S. 365.)

<sup>219</sup> Horney (1923), S. 13.

<sup>220</sup> Horney (1923), S. 20, 23; vgl. Greenacre (1950), S. 128.

<sup>221</sup> Horney (1923), S. 22.

hend, dass er eine „in den allerersten Lebensjahren des Knaben auftretende Entwicklungsphase“ annahm, in der „der Knabe mehr als ein Mädchen empfindet“. In dieser Phase seien „die orale Zone und die Dammregion in höherem Maße als erogene Zonen anzusprechen als der Penis“; der Knabe verhalte sich dem Vater gegenüber passiv, mädchenhaft anlehnend und schutzsuchend. Boehms Provokation lag in der Umkehrung der Freud'schen Behauptung der phallischen Organisation des Mädchens: „Grob schematisiert, ist das männliche Wesen zuerst ein Mädchen, wird allmählich unter Überwindung der Kastrationsangst ein Mann.“ Wenn die „Erledigung der Ödipussituation“ misslinge, könne diese „feminine Entwicklungsphase“ eine „regressive Verstärkung erfahren“, ein Weiblichkeitskomplex (als Störung heterosexueller Genitalität) sei die Folge.<sup>222</sup> Die Genese männlicher Homosexualität knüpfte Boehm dagegen weiterhin ödipal an eine Identifizierung mit der Mutter.<sup>223</sup>

Dem gegenüber stellte Ruth Mack Brunswick die Bedeutung der präödipalen Mutterbindung für die Genese männlicher Homosexualität heraus. Ein Großteil der Mutterfixierung sei passiv-präödipal, nicht aktiv-ödipal. Der Junge regrediere – und vermeide so völlig das Kastrationsproblem – zur passiven Bindung an die aktive noch als phallisch phantasierte Mutter.<sup>224</sup>

*1c. Frühstadien des Ödipuskomplexes und traumatisch-präödipale Theorie der Homosexualität.* Melanie Klein postulierte, Frühstadien des Ödipuskonfliktes,<sup>225</sup> etwa zwischen dem ersten halben und dem dritten Lebensjahr, würden bereits beim Kleinkind durch orale Versagungen der Mutter ausgelöst, das daraufhin den väterlichen Penis zum Sexualobjekt nehme.<sup>226</sup> Da die Libido des Kindes unbefriedigt bleibe, entwickle es Angst erregende oralsadistische Phantasien gegen seine Eltern. Die Bewältigung dieser infantilen Angstsituationen war für Klein ein „grundlegender Faktor für die Ich-Entwicklung“ und die „psychische Gesundheit“.<sup>227</sup> Die Genese von Homosexualität, deren zentraler psychischer Mechanismus die gegengeschlechtliche Identifizierung blieb, und eine misslungene Überwindung des Männlichkeits- bzw. Weiblichkeitskomplexes, für Klein Phasen jeder weiblichen bzw. männlichen Entwicklung, werden auf „mehr oder minder mißglückte Versuche der Angstbewältigung“

---

<sup>222</sup> Dem Weiblichkeitskomplex liege ein heterosexueller Wunsch – der Sohn wolle den Vater von der Mutter ablenken, damit für ihn der Weg zur Mutter frei werde – zugrunde. (Boehm (1930), S. 206f.) Erscheinungen des Weiblichkeitskomplexes seien „Neid auf die Funktionen der Frau“, insbesondere ihre Gebärfähigkeit, und „Neid auf ihre körperliche Eigenheiten“, insbesondere ihre Vagina. (a.a.O., S. 207) Gewissermaßen als Bestätigung Horneys äußerten Boehms Patienten keine bewussten Weiblichkeitswünsche, sondern hatten diese verdrängt; eine „Weiberfeindschaft“ entsprang dem Neid und den unbewussten Wünschen. (ebd.)

<sup>223</sup> Vgl. Boehm (1926).

<sup>224</sup> Brunswick (1940), S. 314, 318. Brunswick ging von einer ursprünglichen Passivität des Kindes gegenüber der aktiven Mutter aus. Die konstitutionelle Passivität des Jungen sei das Haupthindernis des Übergangs von der passiven präödipalen zur aktiven ödipalen Mutterbindung; beim Mädchen begünstige diese Passivität dagegen die Identifizierung mit der kastrierten Mutter.

<sup>225</sup> Klein (1928).

<sup>226</sup> Ihre Hypothesen hatten die Abspaltung der „theoreticians of orality“ (Lewes (1989), S. 120) von der orthodoxen Psychoanalyse und die Gründung einer eigenen psychoanalytischen Schule, der englischen Schule oder die der Kleinianer, zur Folge.

<sup>227</sup> Klein (1971 [1932]), S. 202.

zurückgeführt.<sup>228</sup> Klein erklärte die Entstehung von Homosexualität ausschließlich psychodynamisch, charakterisierte diese als Resultat eines Traumas;<sup>229</sup> auf konstitutionelle Faktoren wie die Bisexualität griff sie im Gegensatz zu Freud und den Freudianern nicht zurück.

Das Kappen der konstitutionellen Wurzeln der Homosexualität – in erster Linie der Wurzel der Bisexualität, aber auch der analen Fixierung und der narzisstischen Objektwahl – durch die oralsadistische Theorie bedeutete eine verstärkte Pathologisierung der Homosexualität. Die hypothetische Traumatisierung der Homosexualität bezeichnete Lewes als Wasserscheide des psychoanalytischen Diskurses der Homosexualität:<sup>230</sup> Ausdruck der herrschenden Meinung, dass Homosexualität keine „irreducible component in human emotional life“ sei, sondern „an extirpable product of maladaptation“.<sup>231</sup>

Trotz der Betonung der Bedeutung der präödpalen Phase für die psychosexuelle Entwicklung wurden die Herausbildung von geschlechtlicher Identifizierung und sexueller Orientierung weiterhin über präödpale oder ödipale Mechanismen verknüpft, wurde Homosexualität weiterhin auf eine gegengeschlechtliche *unbewusste* Identifizierung zurückgeführt. Bewusste Mechanismen der Bildung der Geschlechtsidentität wurden nicht entworfen. Bewusste Weiblichkeits- bzw. Männlichkeitswünsche wurden kaum thematisiert.

*2a. Primäre Autonomie des Ichs und Anpassung des Ichs an die Umwelt.* Die Psychoanalyse hatte das Ich sich aus dem Es herausbilden lassen. Die teleologische Theorie der psychosexuellen Entwicklung implizierte lediglich die Kategorie der Geschlechtsidentität als erst in der Pubertät voll ausgeprägte Dualität der Geschlechtscharaktere. Im Unterschied zum psycho-

---

<sup>228</sup> Klein (1971 [1932]), S. 185. Klein postulierte eine Weiblichkeitsphase des Jungen (nach dessen Fixierung an die Mutterbrust), in der sich dieser des von der Mutter introjizierten väterlichen Penis bemächtigen wolle. Der Junge sei oral an den Penis des Vaters fixiert, seine Mutter sei seine Rivalin. Dieser passive oder negative Ödipuskomplex, der normalerweise durch den positiven Ödipuskomplex überwunden werde, sei „Grundlage der echten Homosexualität“. (a.a.O., S. 250) Dem Homosexuellen sei die Aufgabe seiner primitiven, durch den oralsadistischen Modus geprägten, weiblichen Identifizierung misslungen. – Das Mädchen entwickle eine „ambivalente Gefühlseinstellung dem väterlichen Penis gegenüber“, einerseits begehre es den väterlichen Penis zwecks oraler Befriedigung; andererseits entwickle es aufgrund der zugleich bestehenden destruktiven Triebregungen gegen den Penis (infolge oraler Versagungen) eine „Angst vor dem ‚bösen‘ Penis“. (a.a.O., S. 205-208) Diese Angst vor dem in der weiblichen Position introjizierten Penis aktiviere als Abwehrmechanismus die Identifizierung mit dem Angstobjekt/Vater. Männliche und weibliche Identifizierung alternierten zunächst, später strebe das Mädchen „den Besitz eines äußeren Penis“ an: zur Angstbewältigung und zum Zweck der koitalen Wiedergutmachung an der Mutter (Männlichkeitskomplex). Weibliche Homosexuelle stehen für Klein unter dem Zwang, die männliche Identifizierung beibehalten zu müssen. (a.a.O., S. 223-226) Anders als dem Männlichkeitskomplex des Mädchens bestimmt Klein dem Weiblichkeitskomplex des Jungen – während der Weiblichkeitsphase wolle sich dieser der ihm versagten und begehrenswert erscheinenden Organe des Mutterleibs (Vagina, Brust und der Fortpflanzung dienende Organe) gewaltsam bemächtigen – seine Überwindung vorher: aus Angst vor der Strafe der Mutter, die zum Teil „mit dem aus Kastrationsangst stammenden Protest des Knaben gegen die weibliche Rolle“ zusammenfalle. (Klein (1928), S. 69f.)

<sup>229</sup> Lewes (1989), S. 121.

<sup>230</sup> Lewes (1989), S. 96. Vorreiter dieses Trends war Sandor Rado. Dessen 1940 gestarteter Angriff auf das von der Psychoanalyse übernommene Konzept der Bisexualität war vom unwissenschaftlichen Willen bestimmt, eine scharfe Grenze zwischen Normalen und Perversen zu ziehen. Er rief dazu auf, die biologische durch eine psychologische Theorie (der Heterosexualität verhindernden Angst) zu ersetzen (Rado (1965 [1940]).)

<sup>231</sup> Lewes (1989), S. 238. Allerdings hatten Freud und die Freudianer Homosexualität auch nicht bloß als „a mere variant of development“ qualifiziert, (a.a.O., S. 120) sondern vom Telos heterosexueller Genitalität aus als fixierte oder regressive psychosexuelle Entwicklung pathologisiert.

analytischen Konzept einer unbewussten Identifizierung konstruierte die Ich-Psychologie die Herausbildung einer bewussten Identität. Die Konstruktion einer (Geschlechts-)Identität und die Theorie eines autonomen, den Triebkonflikten enthobenen Ichs und seiner Beziehungen zur Außenwelt waren Voraussetzungen für die Formulierung von psychoanalytischen Hypothesen zur Entwicklung einer nicht paranoischen transsexuellen Identität, waren Voraussetzungen für die Legitimation transsexueller Wünsche.

Die Wurzeln der Ich-Psychologie liegen nicht in der Individualpsychologie Alfred Adlers,<sup>232</sup> sondern im psychoanalytischen Ich-Begriff selbst. Freud relativierte in seinen späten Schriften seine Annahme, das Ich sei zu Beginn des Lebens noch nicht vorhanden und differenziere sich aus dem Es heraus: „das einzelne Ich [ist] von vornherein mit individuellen Dispositionen und Tendenzen ausgestattet“; „Ich und Es [sind] ursprünglich eins“.<sup>233</sup> Zeitgleich verkündete Heinz Hartmann, einer der Begründer der psychoanalytischen Ich-Psychologie, das Ich entstehe nicht nur aus Triebkonflikten heraus, es gebe eine „primäre Autonomie des Ichs“, „angeborene() Ich-Apparate“, die „sich nach den Gesetzmäßigkeiten des Reifungsprozesses als Teil der biologischen Erbmasse des Individuums“ entwickelten.<sup>234</sup> Hartmanns Ich-Psychologie war im Kern eine biologistische Psychologie der Anpassung: eine „konfliktfreie() Ich-Sphäre“<sup>235</sup> sei für die „Entwicklung der hauptsächlichen Ich-Funktionen der Anpassung, der Integration, der Synthese und der Selbsterhaltung wesentlich“.<sup>236</sup> Hartmann untersuchte nicht das Ich im „Dreifrontenkrieg“ mit Es, Über-Ich und Außenwelt, sondern dessen „friedliche Entwicklung“ und die „Verarbeitungsweisen äußerer und innerer Reize, die zu durchschnittlicher Anpassungsfähigkeit und normaler Anpassung führen“.<sup>237</sup>

*2b. Ich-psychologisches Modell einer normalen Identitätsentwicklung.* Hartmann wollte die Psychoanalyse von einer Psychologie des Pathologischen in eine „allgemeine Entwicklungspsychologie“ wandeln und sie als eine „Art Grundwissenschaft der Soziologie“ etablieren.<sup>238</sup> Auf der Basis von Hartmanns Bio-Psychologie normaler Anpassungen konstruierte Erik H. Erikson eine Sozio-Psychologie normaler Identitätsentwicklung,<sup>239</sup> die die bestehen-

---

<sup>232</sup> Adler rückte das Machtstreben des Ichs statt der Libido ins Zentrum der Psychologie (der Neurosen) und wurde damit zum ersten Häretiker der Psychoanalyse. Freuds Vorwurf an Adler lautete, seine Lehren gäben „anstatt Psychologie der Libido, der Sexualität, allgemeine Psychologie“, „statt Psychologie des Unbewußten (...) Ich-Psychologie“. (Freud (1979 [1911]), S. 145) Stellte in Freuds Theorie Sexualität eine zentrifugale intrapsychische Kraft dar, die die Einheit des Subjekts, die Herrschaft des Ichs, bedroht, so das Machtstreben in Adlers Theorie eine zentripetale interpsychische Kraft, die die Einheit des Individuums begründet.

<sup>233</sup> Freud (1950 [1937]), S. 86.

<sup>234</sup> Waldhorn (1977), S. 190; vgl. Hartmann (1939), S. 95, 128f. Dieser 1937 in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung gehaltene Vortrag war programmatisch gedacht. Zu Hartmann vgl. Drews / Brecht (1975).

<sup>235</sup> Hartmann (1939), S. 66.

<sup>236</sup> Waldhorn (1977), S. 206, 190; vgl. Hartmann (1972), S. 10.

<sup>237</sup> Hartmann (1939), S. 68.

<sup>238</sup> Hartmann (1939), S. 63, 66, 75f.

<sup>239</sup> Erikson untersuchte, wie das Ich „innerhalb einer sozialen Realität“ eine Identität entwickelt. (Erikson (1973 [1946]), S. 17) Er konstruierte einen Lebenszyklus, dessen acht Stufen er „durch Modalitäten aus der Ich-Entwicklung“ charakterisierte, z. B. Urvertrauen und Autonomie. (Stork (1976), S. 877.)

den gesellschaftlichen Bedingungen zum Maßstab der Normalität und die Familie zur Normalisierungsinstanz gemacht hat. Der Kern einer Identität bilde sich bereits früh in der Kindheit, doch die Formierung der Ich-Identität, die Erikson als eine subjektive Erfahrung und ein gruppenpsychologisches Phänomen bestimmte, setzte er erst in der fünften Stufe, Pubertät und Adoleszenz, an.<sup>240</sup> Auf dieser Stufe bilde sich auch die „sexuelle Identität“ als Voraussetzung für „echte heterosexuelle Intimität“.<sup>241</sup> Homosexualität wurde zur negativen Identität erklärt. „Widersetzlichkeit“ gegen das, „was dem jungen Menschen von der Familie oder der unmittelbaren Umgebung als gute, wünschenswerte Rollen nahegelegt wird“, wertete Erikson als Ausdruck eines Verlusts des Identitätsgefühls. Im Allgemeinen werde dann eine „Flucht in die negative Identität“ angetreten, die als Erleichterung empfunden werde, da der von Erikson unterstellte Kampf um von der Umwelt anerkannte Rollen mangels „innere(r) Reserven“ erfolglos gewesen sei.<sup>242</sup>

Die Betonung von familiären Ereignissen gegenüber der intrapsychischen Dynamik durch die Ich-Psychologie sowie deren Tendenz, kleinbürgerliche amerikanische Werte als natürlich und universal anzusehen, wertete Lewes als Amerikanisierung des psychoanalytischen Diskurses, dessen Diskurszentrum sich aufgrund der Emigration aus Nazi-Deutschland und Österreich von Wien und Berlin über London nach New York verlagert hatte.<sup>243</sup> Bis Anfang der 1960er Jahre spielten im psychoanalytischen Diskurs der Homosexualität Ich- und Entwicklungspsychologie kaum eine Rolle. Die in den 1960er Jahren einflussreichste Arbeit stellte eine ich-psychologische Studie dar, die Familienstrukturen ermittelte, die zur männlichen Homosexualität prädisponieren sollen: „The ‚classical‘ homosexual triangular pattern is one where the mother is CBI [close-binding-intimate; V. W.] and is dominant and minimizing toward a husband who is a detached father, particularly a hostile-detached one.“<sup>244</sup>

Bieber [u. a.] bezeichneten den Effekt dieser Elternkonstellation als „Entmännlichung“: ein untypisches Geschlechtsrollenverhalten, dem „the ‚esprit de corps‘ of boyhood gang-life“<sup>245</sup> fehle. Auch wenn Homosexuelle als Opfer („victim“<sup>246</sup>) familiärer Konflikte qualifiziert wurden, wurden hinsichtlich ihrer Pathologisierung keine mildernde Umstände gelten gelassen: „Any adaptation which is basically an accomodation to unrealistic fear is necessarily patho-

<sup>240</sup> Erikson (1987 [1950]), S. 235, 256. „Die Integration, die nun in Form der Ich-Identität stattfindet, ist mehr als nur die Summe der Kindheits-Identifikationen. (...) Das Gefühl der Ich-Identität ist also die angesammelte Zuversicht des Individuums, daß der *inneren* Gleichheit und Kontinuität auch die Gleichheit und Kontinuität seines Wesens in den Augen anderer entspricht (...).“ (a.a.O., S. 256.)

<sup>241</sup> Erikson (1973 [1956]), S. 186.

<sup>242</sup> Erikson (1973 [1956]), S. 163, 167; vgl. Friedman (1988), S. 214f. „Eine solche Erleichterung wird natürlich auch oft kollektiv in den Cliques und Banden junger Homosexueller, Rauschgiftsüchtiger und sozialer Zyniker angestrebt.“ (Erikson (1973 [1956]), S. 167.)

<sup>243</sup> Lewes (1989), S. 232.

<sup>244</sup> Bieber / Dain [u. a.] (1962), S. 172; vgl. Lewes (1989), S. 206f. Zu den methodischen Einwänden gegen diese Studie, die auf einer Befragung von Psychoanalytikern im Großraum New York über 106 von ihnen behandelte männliche Homosexuelle basierte, vgl. Friedman (1988), S. 36f., 62f.

<sup>245</sup> Bieber / Dain [u. a.] (1962), S. 316f. Zu den Eigenschaften dieser Jungen vgl. a.a.O., S. 193f., 204f.

<sup>246</sup> Bieber / Dain [u. a.] (1962), S. 310.

logic; in the adult homosexual continued fear of heterosexuality is inappropriate to his current reality.“<sup>247</sup>

Der Familienroman hatte große Ähnlichkeit mit dem 1968 von Stoller entworfenen ‚transsexuellen‘ Familienroman, auf den ich noch eingehen werde. Auf eine Differenz legte Stoller allerdings großen Wert. Bieber [u. a.] betonten, dass der überwiegende Anteil der Mütter ihre ‚prä-homosexuellen‘ Söhne sexuell übermäßig bis zur Verführung stimuliert habe.<sup>248</sup> Stoller postulierte bei ‚prä-transsexuellen‘ Jungen dagegen eine Mutter-Kind-Symbiose, die die Entwicklung von Männlichkeit überhaupt verhindere – für ihn ein entscheidendes Argument gegen eine Psychiatrisierung von aus dieser Familienkonstellation entstandenen Wünschen nach Geschlechtsumwandlung.

Vor Stoller hatte Daniel G. Brown bereits Ende der 1950er Jahre über ähnliche Familienmuster – enge intensive Beziehung zum gegengeschlechtlichen Elternteil und Unfähigkeit, zum gleichgeschlechtlichen Elternteil eine tiefe befriedigende Beziehung aufzubauen – als Ursache einer sexuellen Inversion bzw. von Transsexualität als deren spezieller Form spekuliert.<sup>249</sup> Brown grenzte Homosexualität von sexueller Inversion ab, eine Unterscheidung, die, wie Brown betonte, von vielen (psychoanalytischen) Wissenschaftlern vernachlässigt werde: „Homosexuality refers to sexual activity or the desire for such activity between two members of the same sex, whereas sexual inversion refers to identification with and *adoption of the psychological identity of the opposite sex* [meine Hervorh.].“<sup>250</sup>

Brown ließ die *unbewusste* Identifizierung mit dem Elternteil des anderen Geschlechts ich-psychologisch in einer *bewussten* gegengeschlechtlichen Identität, in einem für das andere Geschlecht typischen Denken, Fühlen und Handeln, aufgehen. Brown bezeichnete den typischen Invertierten als „psychosomatic misfit“: „his body is characteristic of one sex, e.g., anatomically male, but his personality is characteristic of the other sex, e.g., psychologically female.“<sup>251</sup>

„The basis of inversion appears to be in the earliest parent-child relationships and is probably established during the second or third year of life.“<sup>252</sup> Die „sex-role identity“<sup>253</sup> werde vor

---

<sup>247</sup> Bieber / Dain [u. a.] (1962), S. 303f.

<sup>248</sup> Bieber / Dain [u. a.] (1962), S. 79. Weitere mütterliche Charakteristika waren: entmutigt männliche, fördert dagegen weibliche Einstellungen und Verhaltensweisen; ist überprotektiv; macht diesen Sohn zu ihrem gegenüber Geschwistern bevorzugten Lieblingskind; hält den Sohn von männlichen Freunden fern und verhindert so die Möglichkeit einer Identifizierung mit anderen Jungen; zieht den Sohn ihrem Ehemann vor und begünstigt den Wunsch des Sohnes, seine Mutter allein zu besitzen; fördert die Rivalität zwischen Vater und Sohn um die Mutterliebe; benutzt ihren Sohn zur Kompensation ihrer gestörten Ehe; wurde selbst von ihrer Mutter zurückgewiesen und hat selber tief verwurzelte homosexuelle Probleme. (a.a.O., S. 80-81, 315) Genannte Charakteristika der Väter waren: hat wenig Kontakt zum Sohn, verbringt wenig Zeit mit ihm und blockiert dadurch die Möglichkeit einer Identifizierung; greift nicht in die pathogene Mutter-Sohn-Beziehung ein; zieht andere Geschwister dem Sohn vor. (a.a.O., S. 115, 137) Zur pathogenen Dynamik (der Mutter) hinter diesem Familienroman vgl. a.a.O., S. 314-316.

<sup>249</sup> Brown (1958); Brown (1973 [1961]).

<sup>250</sup> Brown (1958), S. 424.

<sup>251</sup> Brown (1958), S. 424f.

<sup>252</sup> Brown (1973 [1961]), S. 1020.

<sup>253</sup> Brown (1958), S. 428.

allem durch die primäre Identifizierung des Kindes mit der Mutter und nur in zweiter Linie durch die kulturelle Geschlechterordnung determiniert. Habe der Junge sein Geschlechtsrollenmodell nicht gewechselt, so ändere auch die soziale Privilegierung des Mannes später nichts mehr an seiner weiblichen Geschlechtsrollenidentität. Dagegen sei das Mädchen zur nicht-invertierten Normalität prädestiniert, auch wenn es gewisse Präferenzen für die privilegierte männliche *Rolle* zeige.<sup>254</sup> Dass nach der Sensationsmeldung von der Geschlechtsumwandlung Jorgensens dreimal so viele Männer wie Frauen ihren Operationswunsch geäußert hätten, wertete Brown als Stütze seiner Hypothese.

Da Brown die psychotherapeutische Umwandlung der invertierten Persönlichkeit eines Erwachsenen als extrem schwierig, wenn nicht nahezu unmöglich erschien, setzte er auf Prävention und Korrektur pathogener Familienstrukturen.<sup>255</sup> Den therapeutischen Wert von operativen Geschlechtsumwandlungen schätzte Brown als gering ein: eine tief gestörte Persönlichkeit könne auf diese Weise kaum integriert werden.<sup>256</sup> Es bedurfte eines Willens zur Legitimation von Geschlechtsumwandlungen und zur diagnostischen Konstruktion eines minutiösen Familienromans, um Transsexuelle nicht als zu integrierende Persönlichkeiten anzusehen, sondern als Personen, die von Geburt an die ‚falsche‘ Geschlechtsidentität erzogen bekommen haben.

### *10.2.3 Paranoide, Intersexuelle und die ich-psychologische Konstruktion der frühkindlichen Genese der Geschlechtsidentität*

1963 stellten Greenson und Stoller auf dem Internationalen psychoanalytischen Kongress ihre Konstruktion der Geschlechtsidentität (gender identity) vor, die sie selbstbewusst als diskursgeschichtlich wichtige Ergänzung der Freud'schen Theorie werteten: „Not only do we ask what part of the body is doing what to whom, but who am I who is doing this.“<sup>257</sup> Grundlegend war die Annahme, dass Kastrationsangst und Penisneid, der Ödipuskomplex, für die Herausbildung der frühesten Aspekte der Geschlechtsidentität unwichtig seien: „By the time of the phallic stage, an unalterable sense of gender identity – a core gender identity (‘I am male‘, ‘I am female‘) – has already been established in the normal person. (...) This is not to say that gender identity is not constantly developing and being modified, but only that at the core the awareness of being either a male or a female remains constant.“<sup>258</sup>

Das implizierte eine Kritik der Freud'schen Konstruktion der psychosexuellen Entwicklung der Frau, die sich u. a. an Horney und Jones orientierte. Es gebe eine primäre Weiblichkeit;<sup>259</sup> Penisneid sei eine sekundäre Entwicklung. Dass Weiblichkeit erst aus dem Konflikt

---

<sup>254</sup> Brown (1958), S. 426-428.

<sup>255</sup> Brown (1958), S. 426, 428.

<sup>256</sup> Brown (1973 [1961]), S. 1020.

<sup>257</sup> Greenson (1964), S. 219. Wegen der Kürze des Textes weise ich im folgenden nur wörtliche Zitate nach.

<sup>258</sup> Stoller (1964c), S. 223; vgl. Stoller (1964b), S. 453.

<sup>259</sup> „Because women have a primary, unquestioned acceptance of their femaleness, they are not inherently, inevitably, unalterably - by nature - psychologically inferior to but simply different from men.“ (Stoller (1986), S. 40.)

der phallischen Phase heraus entstehe, könne durch einfache Beobachtungen widerlegt werden.<sup>260</sup>

Geschlechtsidentität bezeichnete das Bewusstsein der eigenen Geschlechtszugehörigkeit, ist also eine Kategorie, die sich nur auf die Introspektion des Subjekts bezieht und nur diesem zugänglich ist. Anders als die Lerntheorie definierte Stoller Geschlechtsidentität und –rolle nicht als bloß komplementär und charakterisierte Geschlechtsidentität auch durch subjektive Kriterien wie Gefühle, Gedanken und Fantasien:<sup>261</sup> „*Gender identity* starts with the knowledge and awareness, whether conscious or unconscious, that one belongs to one sex and not the other. (...) *Gender role* is the overt behavior one displays in society, the role which he plays, especially with other people, to establish his position with them insofar as his and their evaluation of his gender is concerned [Hervorh. im Original].“<sup>262</sup>

Im Gegensatz zur als unveränderbar postulierten (Kern-)Geschlechtsidentität könne die Geschlechtsrolle gewechselt werden: „In brief, one plays a role but possesses an identity.“<sup>263</sup> Doch war für Stoller die Geschlechtsrolle nicht beliebig: „If one determines which gender behaviors developed nonconflictually in earliest life, one may recognize that these are unalterable parts of identity, part of one's true self (being).“<sup>264</sup> Stollers Bezug auf Winnicotts metaphysisches Konzept des „wahren(n) Selbst“, das er dem „falschen Selbst“ als „internalisierte(r) Umwelt“ oder „soziale Haltung“ gegenüberstellte,<sup>265</sup> ermöglichte eine ideale Rechtfertigung transsexueller Wünsche: das subjektive Empfinden der Geschlechtsidentität wurde als wahres Selbst von der (körperlichen) Realität und der Geschlechtsrolle unabhängig konstruiert.

Die Geschlechtsidentität bestimmten Greenson<sup>266</sup> und Stoller als das Resultat 1. der Anatomie und Physiologie der äußeren Geschlechtsorgane (Gestalt der und Empfindungen von den sicht- und fühlbaren Geschlechtsorganen), 2. der Eltern-Kind-Beziehung (z. B. „parents' expectations of the child's gender identity, their own gender identities, the child's identifications with both sexes, libidinal gratifications and frustrations between child and parents“) und 3. einer biologischen Kraft, die ihre Wurzeln in den biologischen Geschlechtsvariablen (z. B. Hormon- oder Nervensystem) habe.<sup>267</sup>

---

<sup>260</sup> Stoller (1968a), S. 52, 59f. Zu Stollers auf der Bisexualitätstheorie basierender Kritik an Freuds biologistischer Begründung des Penisneids der Frau und der Furcht des Mannes vor der Weiblichkeit vgl. Stoller (1972a).

<sup>261</sup> Stoller (1968a), S. IX. „Core gender identity has no implication of role or object relations.“ (Stoller (1977), S. 173.)

<sup>262</sup> Stoller (1968a), S. 10. Was mit der paradoxen Behauptung eines unbewussten Bewusstseins gemeint sein soll, bleibt unklar. Vgl. a.a.O., S. X.

<sup>263</sup> Stoller (1965a), S. 198.

<sup>264</sup> Stoller (1975), S. 117.

<sup>265</sup> Winnicott (1984 [1965]), S. 173. „Das nicht kommunizierende zentrale Selbst“ sei „auf immer gegen das Realitätsprinzip immun“. (a.a.O., S. 252f.)

<sup>266</sup> Vgl. Greenson (1964), S. 218.

<sup>267</sup> Stoller (1964c), S. 220, 223; Stoller (1964b), S. 453; Stoller (1968a), S. 65. Später vermutete Stoller einen genetischen Ursprung der biologischen Kraft: „Originating in fetal life and usually genetic in origin, this ef-

Stollers Feststellung, „three factors contribute to gender identity: biological,<sup>268</sup> psychological, and ‚biopsychic‘ (e.g. imprinting, conditioning),“<sup>269</sup> macht auch durch die verwendeten Begriffe die Parallele zur Hypothese Moneys deutlich. Auch Stoller postulierte ein noch nicht zu entwirrendes Zusammenspiel dieser drei Faktoren;<sup>270</sup> auch für Stoller war der „biopsychische“ Faktor – die dauerhafte Programmierung des Nervensystems durch äußere Stimuli<sup>271</sup> – am bedeutendsten: die Geschlechtsidentität entwickle sich primär durch Prägung, Konditionierung und andere nicht psychodynamische Lernprozesse.<sup>272</sup>

Stoller ging davon aus, dass sich die (Kern-)Geschlechtsidentität früh fest etabliert – er meinte bis zum zweiten oder dritten Lebensjahr<sup>273</sup> – und dann während des ganzen Lebens unverändert bestehen bleibt. Die Entwicklung des Gefühls, einem Geschlecht anzugehören, beginne mit der Geschlechtszuschreibung bei der Geburt; bereits im ersten Lebensjahr könne das Bewusstsein des Kindes, männlich oder weiblich zu sein, beobachtet werden.<sup>274</sup> Da Stoller die Kern-Geschlechtsidentität als Resultat eines Lernprozesses behauptete und nicht wie Kohlberg als basales kognitives Urteil, war es für ihn denkbar, dass sich die Kern-Geschlechtsidentität im Widerspruch zu den Genitalien entwickelt – ein für die Konstruktion der konfliktfreien Genese einer transsexuellen Identität entscheidender Unterschied.

Bei der Präsentation des Konzepts ‚Geschlechtsidentität‘ durch Greenson und Stoller 1963 bestimmten die jeweils zu Grunde liegenden klinischen Beobachtungen die konkrete Ausgestaltung des Modells sowie die psychiatrische Bewertung des Wunsches nach Geschlechtsumwandlung. Greenson, der das Konzept nur knapp ausführte und ansonsten auf Stollers Beitrag verwies, berichtete seine klinische Beobachtung, dass in psychiatrischer Behandlung befindliche Neurotiker, Paranoide und einige Typen von Homosexuellen Homosexualität als Bedro-

---

fect (...) springs from neurophysiological (central nervous system) organizing of the fetal brain.“ (Stoller (1977), S. 173.)

<sup>268</sup> Stoller bezog sich u. a. auf die endokrinologischen Tierexperimente (z. B. von Young). (Stoller (1968a), S. 3-16) Die auf diesen Experimenten basierenden neuroendokrinologischen Spekulationen dienten ihm als Argument gegen Rados Angriff auf Freuds Bisexualitätstheorie (Rado (1965 [1940])).

<sup>269</sup> Stoller (1975), S. 135.

<sup>270</sup> „How much of an individual’s sexual behavior and preferences is thrust upon him by predetermined biological forces, to what extent are these biological forces influenced by learning experiences, and to what extent are pieces of behavior primarily psychological (that is, culturally determined)? These questions cannot be answered yet.“ (Stoller (1968a), S. 9.)

<sup>271</sup> „These mechanisms, in the first months of life, are ‚biopsychic,‘ by that I mean that stimuli from the environment (...) set up changes in the nervous system that function (...) permanently as neurophysiological sources of motivation, the change now serving as a nonmental ‚memory.‘ (...) By nonmental I mean that the stimuli and the changes they bring have no psychic representation and never did. (...) They are as silent as, say, the effects of hormones.“ (Stoller (1974b), S. 168) Unter Vermeidung des Begriffs der Prägung bezeichnete Stoller später diese ‚biopsychischen‘ Phänomene als Fixierung („Fixing“). (Stoller (1986), S. 239.)

<sup>272</sup> Stoller (1974a), S. XI; vgl. Stoller (1968a), S. 165. Gegen Freud hob er hervor, dass auch die Entwicklung der weiblichen Geschlechtsidentität „a non-traumatic learning experience in the beginning“ sei. (a.a.O., S. 50.)

<sup>273</sup> Stoller (1968a), S. 38.

<sup>274</sup> Stoller (1964b), S. 453.

hung ihrer Geschlechtsidentität empfänden, Bisexuelle und offen Homosexuelle dagegen nicht. Diese Beobachtung war Anlass für folgende Spekulation: die Geschlechtsidentität entwickle sich bis zur späten phallischen Phase in drei Stufen: „(i) I am me, John; (ii) I am me, John, a boy; and (iii) I am me, John, a boy, which means that I like to do sexual things with girls.“<sup>275</sup>

Auf der Basis dieser Norm einer Geschlechtsidentität, die an ein heterosexuelles Begehren gebundenen wurde, wurden Bisexualität, Homosexualität und Transsexualität zu drei verschiedenen schweren pathologischen Varianten, die auf einer Störung der Geschlechtsidentität beruhen. Bisexuelle blieben auf Stufe zwei fixiert, das Bewusstsein ihrer Geschlechtsidentität sei unabhängig vom Geschlecht ihres Sexualobjekts. Offen Homosexuelle seien beim Versuch, Stufe drei zu erreichen, schwer traumatisiert worden, regredierten auf Stufe zwei, würden aber aufgrund ihrer heterosexuellen Phobie nicht bi-, sondern homosexuell. Homosexuelle Männer scheinen, so Greenson, sagen zu wollen: Ich bin ein Mann, auch wenn ich sexuelle Beziehungen mit Männern habe oder die Rolle einer Frau spiele. Im Gegensatz zu diesen pervertierten Homosexuellen empfänden Neurotiker normbewusst Homosexualität als Beeinträchtigung ihrer Geschlechtsidentität.

Transsexuelle schließlich stellten für Greenson in einem gut organisierten Wahnsystem die Differenz zwischen ihrer Geschlechtsidentität und dem Geschlecht des begehrten Objekts wieder her. Das illustrierte er durch den Fall eines Mann-zu-Frau-Transsexuellen, der sich freiwillig zur Armee gemeldet hatte, um sich seine Männlichkeit zu beweisen, und nach vergeblichem Versuch von den in Skandinavien durchgeführten Geschlechtsumwandlungen erfuhr: „The ‚trans-sexual‘ paratrooper had a dread of homosexuality similar to that of neurotic adults. (...) He seems to have reacted according to the formula: If I love a man then I must be a woman. Instead of repressing these ideas he surgically ‚suppressed‘ them; he changed his anatomical gender.“<sup>276</sup>

Die Notwendigkeit einer operativen Verdrängung des Problems interpretierte Greenson als Zeichen dafür, dass Stufe drei der Identitätsbildung erreicht worden war: die Geschlechtsidentität habe sich in der Kindheit normal entwickelt, erst nach der Pubertät sei der Transsexuelle durch die Angst erregende Homosexualität von der Idee besessen gewesen, in Wirklichkeit eine Frau zu sein. Er habe zustande gebracht, was der von Freud dargestellte Paranoiker Schreber vergeblich erhofft habe: durch seine Verwandlung in eine Frau eine Form der Heilung zu erlangen, denn der betreffende Transsexuelle, so muss Greenson zugestehen, führe als Frau offenbar ein glückliches Leben.

Greenson fixierte die heterosexuelle Norm als integralen Bestandteil der Geschlechtsidentität auf der Basis von Patienten, die an eben dieser Norm litten. So interpretierte er trotz ichpsychologischer Konstruktion einer frühkindlichen Entwicklung der Geschlechtsidentität eine transsexuelle Identität als sich in der Pubertät herausbildende Abwehrreaktion auf ein homosexuelles Begehren, das durch einen wahnhaften Wechsel der Geschlechtsidentität, dem ein

---

<sup>275</sup> Greenson (1964), S. 218.

<sup>276</sup> Greenson (1964), S. 218.

operativer Wechsel des anatomischen Geschlechts folgt, normalisiert, heterosexualisiert, wird.<sup>277</sup>

Ein Fall von Intersexualität und ein Fall vermeintlicher Intersexualität, jeweils mit einer im Verhältnis zum Erziehungsgeschlecht und den äußeren Geschlechtsorganen konträren Geschlechtsidentität, bildeten die Grundlage von Stollers Spekulation über eine konfliktfreie Genese einer konträren Kern-Geschlechtsidentität. Zentral war sein Postulat einer ‚biologischen Kraft‘, das einen Art Joker zur Erklärung der Genese der Geschlechtsidentität darstellte.

Wie Money ging auch Stoller davon aus, dass sich bei Intersexuellen im Normalfall die Geschlechtsidentität unabhängig von den vorhandenen biologischen Geschlechtsdeterminanten entsprechend der Geschlechtszuschreibung bei der Geburt entwickelt.<sup>278</sup> Auch er hielt die Erziehung durch die Eltern für entscheidender als die Gestalt der Genitalien, deren Uneindeutigkeit oder sogar Fehlen eine eindeutige Erziehung kompensieren könne.<sup>279</sup> In den beiden präsentierten Fällen, einem Mädchen und einem Junge, widersprach die Geschlechtsidentität jedoch sowohl den äußeren Genitalien als auch dem zugeschriebenen und anerzogenen Geschlecht. Das Mädchen sei von klein auf ein Tomboy gewesen, „in opposition to many of the feminine qualities the mother wanted to bring forth from her daughter“.<sup>280</sup> In der Pubertät sei, nach dem einsetzenden Stimmbruch, ihr männliches Geschlecht festgestellt worden.<sup>281</sup> Das Mädchen wechselte Wohnort und Geschlecht. „Since she had such a tremendous desire to be considered a boy, and since the anatomical and laboratory tests indicated that she was unequivocally a male, it was decided to tell her she was a boy. (...) She acted as if she were being told something of which she was dimly aware and had no doubt. (...) Her attitude was as if to say, ‚Yes. Very good. Thank you. I am not surprised.‘“<sup>282</sup>

Bei dem Jungen handelte es sich um den bereits dargestellten ‚Fall Agnes‘, der seit seinem dritten Lebensjahr eine Frau sein wollte und dessen Körper sich in der Pubertät verweiblichte - wie Stoller später einräumen musste, aufgrund von Östrogeninjektionen.<sup>283</sup>

---

<sup>277</sup> Später revidierte Greenson (oder ergänzte zumindest) - wohl aufgrund seiner Zusammenarbeit mit Stoller im „Gender Identity Research Project“ an der Universität von Kalifornien in Los Angeles - seine Meinung: er ging nun von einer frühkindlichen Entwicklung einer nicht psychotischen transsexuellen Identität bei Jungen aus: „These patients (...) are not psychotic; but they are convinced that they belong mentally and emotionally to the opposite sex.“ Die „Des-Identifizierung“ des Jungen von seiner Mutter - mit „dis-identify“ bezeichnete Greenson Prozesse, „which occur in the child’s struggle to free himself from the early symbiotic fusion with mother“ - sei misslungen, so dass die Identifizierung mit dem Vater fehlschlage. (Greenson (1968), S. 370.)

<sup>278</sup> Stoller (1964c), S. 220; Stoller (1968a), S. 14.

<sup>279</sup> Stoller berichtete von zwei Jungen (4 bzw. 15 Jahre alt), die entsprechend der Geschlechtszuschreibung und ihrer Erziehung eine männliche Kern-Geschlechtsidentität entwickelten, obwohl sie ohne Penis geboren worden sind (dem einen wurde im Alter von 6 Jahren eine Phalloplastik konstruiert). (Stoller (1965b)) Analog gelte: „the sense of being a female or even feeling feminine (...) is independent of female genitalia.“ (Stoller (1968a), S. 55.)

<sup>280</sup> Stoller (1964c), S. 221.

<sup>281</sup> „She was in fact a chromosomally normal male with a fully erectile tiny penis of clitoral size, hypospadias, bilateral cryptorchidism, bifid scrotum and normal prostate.“ (Stoller (1964c), S. 222.)

<sup>282</sup> Stoller (1964c), S. 222.

<sup>283</sup> Stoller (1964c), S. 222, 225; s. Kap. 9.3.1.

Aufgrund dieser beiden Fälle, die der von ihm angenommenen Regel der Entwicklung der Geschlechtsidentität widersprachen, postulierte Stoller „a biological force, which, though hidden from conscious awareness, nonetheless seems to provide some of the drive energy for gender identity.“<sup>284</sup> Diese Kraft habe das Mädchen von Geburt an kontinuierlich und unabänderlich zur Männlichkeit gedrängt: „Somehow, preconsciously, the child must always have known his true gender identity and has had no doubt about it. (...) He never did shift his identity. He always felt (though not consciously) that he was a male.“<sup>285</sup>

Verborgen war diese Kraft derweil auch der wissenschaftlichen Erkenntnis. So konnte drauflos spekuliert werden: „Some day, such a force may be found to be the algebraic sum of the activities of a number of neuroanatomical centres and hierarchies of neurophysiological functions. At present we cannot be so specific.“<sup>286</sup> Im Normalfall wirke diese biologische Kraft „silently but effectively from fetal existence on“ und verstärke die sie überlagernden psychologischen Kräfte nach der Geburt bei der Bildung der Geschlechtsidentität. Sichtbar werde diese Kraft dann, wenn sie die Wirkung der anderen Faktoren störe, wie in den dargestellten intersexuellen Fällen.<sup>287</sup>

Zur Entkräftung des erwarteten Einwands, dass sich die gegengeschlechtliche Identität auch ohne Annahme einer biologischen Unterstützung entwickelt haben könnte, führte Stoller an: seine zwei Patienten hätten keine Karikatur eines männlichen bzw. weiblichen Verhaltens gezeigt, wie es häufig bei Homosexuellen, Transvestiten und Transsexuellen zu sehen sei. Sprache, Haltung, Gestik, Gang und andere „behavioural evidences of gender identity“ machten deutlich, dass sie in der Lage seien, sich so zu verhalten, wie es normalerweise von einem männlichen Mann oder einer weiblichen Frau erwartet würde.<sup>288</sup>

Außerdem würden derartige Einflüsse der Eltern allein nicht zu einer intakten konträren, sondern zu einer uneindeutigen Geschlechtsidentität und zudem zu neurotischen oder psychotischen Symptomen führen. „Transvestites who claim to be females trapped in male bodies are common enough, but their core identities have so many openly bisexual components that these people clinically look very different from the patients here discussed.“<sup>289</sup> Da bei dem untersuchten Mädchen die neurotischen Störungen der Kindheit schlagartig nach dem Geschlechtswechsel verschwunden seien, habe deren (biologisch begründete) männliche Ge-

---

<sup>284</sup> Stoller (1964c), S. 220; Stoller (1968a), S. 65.

<sup>285</sup> Stoller (1964c), S. 223.

<sup>286</sup> Stoller (1964c), S. 224.

<sup>287</sup> Stoller (1964c), S. 225; vgl. Stoller (1968a), S. 23.

<sup>288</sup> Stoller (1964c), S. 221. „The calm, sure masculinity of this child shows itself in glaring contrast to the ‚butch‘.“ Über den Jungen (Fall Agnes) bemerkten Stoller [u. a.] an anderer Stelle: „It should be noted here, and deeply underlined, that the patient does not appear to be imitating the female role but seems clearly to have identified with it. Essential in this identification is the lack of caricature, of hostility seen in transvestites and transsexualists. (...) There was nothing garish, outstanding, or abnormally exhibitionistic in her attire (...). All of her mannerisms seemed appropriately feminine.“ (Stoller [u. a.] (1960), S. 380.)

<sup>289</sup> Stoller (1964c), S. 224. Auch wenn Stoller [u. a.] die von ‚Agnes‘ berichtete Kindheit für bewusst und unbewusst verzerrt hielten, stellten sie nicht in Frage, dass sich der Junge in seiner Kindheit als Mädchen gefühlt habe. (Stoller [u. a.] (1960), S. 381.)

schlechtsidentität sie eher vor einer Neurose oder Psychose bewahrt, als dass diese als Symptom einer Ich-Störung angesehen werden könne.<sup>290</sup>

Diese Gegenüberstellung einer auf einer biologischen Kraft basierenden ‚natürlichen‘ transsexuellen Identität und einer uneindeutigen mit psychischen Störungen einhergehenden Geschlechtsidentität von Transsexuellen wurde für Stoller zum Problem, nachdem sich die eine Intersexuelle als transsexuell entpuppt hatte. Er musste auf dem Internationalen psychoanalytischen Kongreß 1967 revidieren. An seiner biologistischen Hypothese hielt Stoller fest: „My bias is that their *is* such a force, for, being a biologist, I cannot believe that biological substrates are as powerless as some learning theorists seem to believe [Hervorh. im Original].“<sup>291</sup> Er konzidierte jedoch, dass Fälle, bei denen die Entwicklung einer gegengeschlechtlichen Identität und Intersexualität zusammenfallen, noch nicht beweisen würden, dass letztere auch die Ursache der Identität sei. Und er nahm seine Charakterisierung der Geschlechtsidentität von Transsexuellen zurück. Dieses Eingeständnis war ihm vermutlich leicht gefallen, da er zwischenzeitlich einen Mechanismus, wie er schrieb, entdeckt hatte, mittels dem die Genese einer transsexuellen Identität gemäß der „much more typical situation“, nämlich nicht biologisch, sondern psychologisch, erklärt werden konnte.<sup>292</sup> Er formulierte eine psychogenetische Alternativ-Hypothese, die auch die überzeugende weibliche Identifikation der nicht inter-, sondern transsexuellen Männer wie Agnes erklären konnte: „The second error was that at that time I had not *discovered* that the mother-infant relationship can produce a boy who from earliest life shows in his behavior his conviction that he is a female trapped in a male body [meine Hervorh.].“<sup>293</sup>

#### 10.2.4 *Stollers Theorien einer konfliktfreien Genese männlicher und einer konfliktuösen Genese weiblicher Transsexualität*

Aus der Mutter-Kind-Symbiose entwickelte Stoller zwei transsexuelle Familienromane: der eine erzählt die konfliktfreie Genese männlicher, der andere die konfliktuöse Genese weiblicher Transsexualität.

Im besagten Fall ‚Agnes‘ sowie bei drei Familien von femininen Jungen habe er die gleichen spezifischen Störungen bei Mutter, Vater und Sohn festgestellt.<sup>294</sup> Die Hauptrolle in diesem transsexuellen Familienroman spielt die Mutter. Für Stoller war „das Kind ein Spielplatz der elterlichen, insbesondere der mütterlichen Phantasien“.<sup>295</sup> Als Szenario, das wahrschein-

---

<sup>290</sup> Stoller (1964c), S. 224. Im Fall ‚Agnes‘ konnte das neurotische Symptom als Bestätigung ihrer Weiblichkeit gewertet werden: „In many ways, our patient appears indistinguishable from any classic female hysteriac.“ (Stoller [u. a.] (1960), S. 381.)

<sup>291</sup> Stoller (1968a), S. 83.

<sup>292</sup> Stoller (1968b), S. 364.

<sup>293</sup> Stoller (1968a), S. 84.

<sup>294</sup> Stoller (1968b), S. 366. Die in dem Vortrag dargestellte Kurzform des transsexuellen Familienromans schmückte Stoller in anderen Texten weiter aus. Seinem Beitrag im ersten Sammelband zum Thema Transsexualität lagen neun Fälle (5 im Alter von 5-6 Jahren und jeweils ein 14-, 15-, 19- und 40jähriger) zugrunde. (Stoller (1969).)

<sup>295</sup> Springer (1981), S. 74.

lich einen transsexuellen Jungen kreiere, postulierte er:

1. Es besteht ein exzessiver Körperkontakt zwischen Mutter und Sohn, in der Regel ihrem jüngsten Kind, von Geburt an bis mindestens zum fünften oder sechsten Lebensjahr. In einer vollkommenen Symbiose hält die Mutter ihren Sohn zu lange (pro Tag und bezogen auf das Alter des Sohnes) liebevoll und intensiv an ihrem Körper und hat ein intensives Bedürfnis, dem Kind jeden Wunsch zu erfüllen. Sie ist *unfähig*, ihm die Trennung von ihrem Körper zu erlauben; die Ich-Grenzen zwischen Mutter und Sohn verwischen: „In many essential ways, they [die Mütter; V. W.] treat the infant as if he were part of their own body and therefore part of their own identity.“<sup>296</sup>
2. Die Mutter hat nicht den bewussten Wunsch, dass ihr Sohn ein Mädchen wäre. Der enge Körperkontakt zu ihrem Sohn ist das Medium einer subtilen Kommunikation: die unbewussten Wünsche der Mutter sind die primäre Ursache der ausgeprägten Weiblichkeit des Jungen.<sup>297</sup> Die Mutter ist depressiv und versucht, durch die Symbiose mit ihrem Sohn ihr Gefühl der Leere zu kurieren.<sup>298</sup>
3. Die Mutter hat selbst keine liebevolle Mutter als Modell einer weiblichen Identifizierung gehabt. Sie war ein ‚Tomboy‘, entwickelte einen starken Penisneid und hatte darüberhinaus transsexuelle Tendenzen, die in der Adoleszenz verdrängt worden sind. Die Mutter hat eine bisexuelle Persönlichkeit. Ihre Gedanken, Gefühle und Verhaltensweisen zeigen sowohl weibliche als auch männliche Identifikationen.<sup>299</sup>
4. Der Vater ist passiv, desinteressiert, distanziert, physisch oder „dynamically“ abwesend. Er bricht nicht die exzessive Nähe zwischen Mutter und Sohn auf, versucht nicht, die Effeminiertheit seines Sohnes zu unterbinden. Der Sohn hat kein männliches Identifikationsobjekt.<sup>300</sup>

Die überprotektive Atmosphäre, durch die die Mutter ihrem Sohn das selbst erfahrene Leiden an einer nicht liebevollen Mutter ersparen wolle, mache ihr Bedürfnis, die Männlichkeit ihres Sohnes zu ruinieren, unsichtbar:<sup>301</sup> „On the one hand, the boy was (the phallus) of her flesh; on the other, he was clearly a male and no longer her flesh. He was therefore both to be kept as a part of herself, by identification, and treated as an object whom she would feminize. *He was his mother's feminized phallus* [Hervorh. im Original].“<sup>302</sup>

Der Beitrag des Jungen, der seiner Mutter die „Aufgabe“ seiner Transsexualisierung er-

---

<sup>296</sup> Stoller (1968a), S. 97; vgl. Stoller (1975), S. 48. Stoller betonte, dass transsexuelle Jungen trotz dieser Symbiose intakte Ich-Funktionen entwickelten und keine Anzeichen einer Psychose zeigten: „Their mothers permit them unhampered opportunity for separation and individuation, except around the area of attachment to their mother's femaleness and femininity. I wish I knew how this was done (...).“ (Stoller (1975), S. 54.)

<sup>297</sup> Stoller (1968a), S. 90, 100, 109.

<sup>298</sup> Stoller (1968a), S. 95f., 105.

<sup>299</sup> Stoller (1968a), S. 112-114.

<sup>300</sup> Stoller (1968a), S. 97, 102; vgl. a.a.O., S. 117f.

<sup>301</sup> Stoller (1968a), S. 123.

<sup>302</sup> Stoller (1968a), S. 120. Eine der analysierten Mütter habe angegeben, alle Penisse seien hässlich, aber ihr Sohn (= ihr Phallus) und dessen Penis seien schön. (a.a.O., S. 111.)

leichtere, ist, ungewöhnlich hübsch zu sein.<sup>303</sup> „As a result (...) the infant by 8 months to one year is already acting in a feminine manner and showing his desire to be a female.“<sup>304</sup>

Wie die Lerntheoretiker erklärte auch Stoller Transsexuelle zu passiven Opfern familiärer Einflüsse. Er sprach von Familien, „in which a transsexual boy was created“,<sup>305</sup> wollte untersuchen, was Transsexuellen in ihrer Kindheit angetan worden ist.<sup>306</sup> Transsexualität basiere nicht auf einer Entscheidung, sei keine Frage des freien Willens.<sup>307</sup> Die transsexuelle Weiblichkeit betrachtete er als ein Resultat konfliktfreien Lernens, nicht als Produkt eines psychodynamischen Prozesses (Trauma, Repression, Abwehr): „The transsexual’s conviction of his femininity stems originally from his parents’ acts, not from a defense against his own forbidden and thus repressed wishes.“<sup>308</sup> Stoller meinte nicht, dass die gesamte Entwicklung konfliktfrei verlaufe, wohl aber die Bildung der Kern-Geschlechtsidentität,<sup>309</sup> und spekulierte, dass diese vielleicht deswegen unveränderbar sei, weil sie ruhig, reibungslos und konfliktfrei entstehe.<sup>310</sup> Die Weiblichkeit eines transsexuellen Mannes sei wie die Männlichkeit eines normalen Mannes das Resultat eines Lernens durch Verstärkung und Missbilligung: „The infant will not know it is a male and is to become masculine because of any innate force. His parents teach that to him, and they can as effortlessly teach something else.“<sup>311</sup>

Sobald der transsexuelle Junge in der Lage sei, durch Verhalten und Worte seiner Geschlechtsidentität Ausdruck zu verleihen, zeige er das *Wissen*, zum männlichen Geschlecht zu gehören, vermischt mit dem gleich starken *Gefühl*, „irgendwie weiblich zu sein“.<sup>312</sup> Seine Weiblichkeit sei kein Wahn, sondern eine Illusion: „Transsexuals cannot manage to hallucinate body change; that is why they must take hormones and seek ‚sex change‘ surgery. They only deny that their identity is appropriate to that biological state.“<sup>313</sup> Stoller hielt Trans-

---

<sup>303</sup> Stoller (1968a), S. 116; vgl. Stoller (1975), S. 55.

<sup>304</sup> Stoller (1968b), S. 366.

<sup>305</sup> Stoller (1968a), S. 108.

<sup>306</sup> Stoller (1968a), S. XIII; vgl. Stoller (1975), S. 36.

<sup>307</sup> Der frühe Beginn der transsexuellen Entwicklung garantiert die Schuldlosigkeit des Transsexuellen an seinem Zustand: „The process began even before the child could walk or talk: one has great trouble imagining that these children are willing this condition in any way that does not destroy the meaning of the phrase ‚to will‘. (...) the child played no active part in creating his gender identity, but essentially had it ‚imprinted‘ upon him (...). (Stoller (1968a), S. 260) (...) It can no more escape from an imprinted pattern of behavior or a conditioned reflex (...) that it can from an inherited drive (‚instinct‘).“ (a.a.O., S. 271.)

<sup>308</sup> Stoller (1975), S. 37.

<sup>309</sup> Konflikte entstünden nicht wegen der Weiblichkeit selbst, sondern aufgrund der negativen Reaktion der Umwelt (Freunde, Lehrer, Nachbarn) auf die Weiblichkeit des Jungen. (Newman / Stoller (1971), S. 295f.)

<sup>310</sup> Stoller (1975), S. 33.

<sup>311</sup> Stoller (1975), S. 34. Wie Money brachte auch Stoller das ethologische Experiment der Prägung bei Vögeln, um seine Hypothese plausibel zu machen. (a.a.O., S. 33.)

<sup>312</sup> Stoller (1975), S. 77; vgl. Stoller / Newman (1971), S. 26.

<sup>313</sup> Stoller (1975), S. 31. Der Drang nach Geschlechtsumwandlung wird als letztlich vergeblicher Versuch von Transsexuellen bezeichnet, ihre Bisexualität aufzuheben: „The transsexual’s drive toward sex change is an attempt to resolve the sense of being an individual of two sexes by removing the unwanted male sex. But even with hormones, surgery, and passing as a woman, a flaw remains, because the feeling of having been - and at a deeper level of still being - male cannot fully extirpated.“ (Stoller / Newman (1971), S. 27.)

sexuelle nicht für psychotisch<sup>314</sup> oder schizophren – „transsexual’s desired body changes are as egosyntonic as is normal gender identity“<sup>315</sup> -, sondern behauptete: „A sense of maleness and later, of masculinity, does not develop, as a permanent, autonomous part of the sense of self, to be prized and protected. Therefore genital castration cannot be a threat, for the male genitals are not 'connected' to the core identity as in other males.“<sup>316</sup>

Da bei transsexuellen Jungen keine Kastrationsangst festzustellen sei,<sup>317</sup> könne, so Stoller, anhand des Ödipuskomplexes eine Entwicklung zur Transsexualität getestet werden: „In fact, the oedipal period is significant in male transsexualism in that it fails to modify, alter or distort, the *already existing* femininity of the boy [Hervorh. im Original].“<sup>318</sup> In der ödipalen Situation gebe es offenbar keinen ödipalen Konflikt, weil der Vater als Rivale keine Rolle spiele.<sup>319</sup> Die Mutter-Kind-Dyade werde nicht aufgebrochen: der Vater fehle als Identifikationsobjekt, die Mutter werde kein Sexualobjekt „to have“, sondern bleibe eine Person „to be like“: „*being* her is even more possession than *winning* her [Hervorh. im Original].“<sup>320</sup>

Die konfliktfreie Genese männlicher Transsexualität interpretierte Stoller als Experiment, das die Bedeutung der Mutter-Kind-Symbiose für die psychosexuelle Entwicklung verdeutlicht. Er ersetzte Freuds Theorie primärer Männlichkeit durch die Theorie primärer Weiblichkeit.<sup>321</sup> Die Mutter sei zwar das erste Liebesobjekt des Jungen, doch sei dessen Heterosexualität nicht, wie Freud gemeint habe, naturgegeben: „the boy (...) must separate himself from his mother’s female body and femininity and experience a process of individuation into masculinity.“<sup>322</sup>

---

<sup>314</sup> „I consider a transsexual to be a person who feels himself (...) to belong to the opposite sex while not denying his sexual anatomy.“ (Stoller (1968a), S. 132) Vgl. Stoller (1968a), S. 94. Stoller und Newman gaben folgendes aus einer Behandlung eines 7jährigen Jungen wieder. Dieser beschrieb sich selbst anhand eines Bildes, das er gemalt hatte: „He’s a boy, but he’s pretending to be a girl. He has a penis. He acts like a girl. He’s a tom-girl. He wants to be a girl. He’s pretending to be mommy playing house. He thinks he’s a girl, even though he has a penis.“ (Stoller / Newman (1971), S. 19.)

<sup>315</sup> Stoller (1971), S. 234. „Psychotics are not comfortably feminine. (...) The picture in such patients is chaotic, while the transsexual is possessed of a coherent identity.“ (ebd.)

<sup>316</sup> Stoller (1975), S. 123.

<sup>317</sup> Stoller (1975), S. 122. „On occasion, the boys said they were girls and that they would be women when they grew up. They thought of changing their sex, as was indicated by their asking their mothers if their breasts would grow and why their penises could not be removed.“ (Stoller (1968a), S. 91.)

<sup>318</sup> Newman / Stoller (1971), S. 295.

<sup>319</sup> Stoller (1975), S. 27. Die „psychopath quality in male transsexuals“ (a.a.O., S. 109) - Unzuverlässigkeit, Lügen und die Unfähigkeit, dauerhafte Bindungen mit anderen Menschen aufzubauen - führte Stoller auf den fehlenden Ödipuskonflikt zurück, der nach Freud maßgeblich für die Entwicklung des Über-Ichs sei. So sei bei der Therapie von Transsexuellen keine nennenswerte Übertragung festzustellen. (a.a.O., S. 112.)

<sup>320</sup> Stoller (1975), S. 123.

<sup>321</sup> Der primären Weiblichkeit des Mädchens stellte Stoller die des transsexuellen Jungen, des „primary (or true) transsexual“ (Stoller (1986), S. 47) zur Seite.

<sup>322</sup> Stoller (1974b), S. 165. Gegen Freud meinte Stoller, die männliche Ablehnung von Weiblichkeit sei nicht biologisch zu begründen, sondern eine Abwehr der primären Identifizierung mit der Mutter: „If boys, in the intimacy of the *normal* infant-mother symbiosis, identify with their mothers, and if excessive and prolonged blissful closeness produces extreme femininity in boys, the boy who is to become masculine will have to repudiate that femininity [meine Hervorh.].“ (Stoller (1972a), S. 209.)

„I believe that childhood transsexuals may become adult transsexuals“:<sup>323</sup> da auch Stoller, wie Money und Green,<sup>324</sup> von einer linearen psychosexuellen Entwicklung ausging, glaubte er, den psychogenetischen Mechanismus männlicher Transsexualität gefunden zu haben, der zumindest eine testbare Hypothese darstelle, von denen es in der Psychoanalyse nur wenige gebe: „This is not to say that all males who want sex transformation procedures will have had these above-described experiences in infancy. (...) However, the more feminine (...) the patient, (...) the more likely, I think, that infancy resembled that described above.“<sup>325</sup>

Diese Feststellung hatte für Stoller differentialdiagnostische und behandlungsstrategische Bedeutung. Weitere Forschung habe zu klären, welche Weiblichkeit von Jungen bei welcher Familiendynamik entstehe:<sup>326</sup> „It is no news to be told that domineering, overprotective mothers and weak, passive, distant fathers are often the parents of effeminate men. My thesis, to be better tested in the future, is that the degree of femininity that develops in a boy and the forms it takes will vary according to *exactly* (not approximately) what is done to him in earliest childhood [Hervorh. im Original].“<sup>327</sup>

Stoller wollte eine Differentialdiagnose von Transsexualität, Homosexualität und Transvestitismus über die Ätiologie konstruieren. Notwendig seien Kontrollfälle, die Beobachtung von Familien von Homosexuellen, Transvestiten und anderen femininen Männern, die ähnlichen Einflüssen auf die Bildung ihrer Geschlechtsidentität in der frühen Kindheit ausgesetzt seien. Seine Klage, dass die Forschungsmethoden unzureichend seien und der Beweis dieser Theorien immer noch in der Beobachtung von Mutter und Kind, idealerweise von Geburt an, liege,<sup>328</sup> stützte als rhetorische Geste die Plausibilität der Hypothese, die nicht bewiesen werden kann, weil – abgesehen vom Problem der Rekrutierung des Samples – der Beobachter die Interaktion zwischen Mutter und Kind verändern würde.

In der psychoanalytischen Tradition stand Stollers Behauptung, der gemeinsame Nenner von Homosexualität, Transvestitismus und Transsexualität sei eine weibliche Identifizierung des Mannes.<sup>329</sup> Doch definierte er Transsexualität – im Gegensatz zu Homosexualität und Transvestitismus – nicht als Perversion, da sie weder Produkt noch Lösung eines Konflikts sei, sondern konfliktfrei entstehe.<sup>330</sup> Wie die Annahme eines „continuum of cross-dressing“ das Verständnis von Transsexualität und Transvestitismus verhindere,<sup>331</sup> so werde die von den

---

<sup>323</sup> Stoller (1968a), S. 104.

<sup>324</sup> Stoller bezog sich auf die Arbeit der beiden Autoren zu effeminierten Jungen von 1960. (Stoller (1968a), S. 133.)

<sup>325</sup> Stoller (1968b), S. 367; vgl. Stoller (1968a), S. 136-139.

<sup>326</sup> Stoller (1975), S. 204.

<sup>327</sup> Stoller (1969), S. 166.

<sup>328</sup> Stoller (1969), S. 167.

<sup>329</sup> Stoller (1968a), S. 146. Für Stoller zeigten effeminierte wie maskuline Homosexuelle abnorm starke Identifizierungen mit gewissen Aspekten von Weiblichkeit. (a.a.O., S. 176.)

<sup>330</sup> Stoller (1975), S. 175.

<sup>331</sup> Stoller (1971), S. 236. Hier kritisierte Stoller eine früher von ihm selbst vertretene Anschauung (Stoller (1965a)).

meisten Psychoanalytikern vertretene Theorie, Transsexualität diene der Abwehr von Homosexualität – „transsexuals are homosexuals without the courage of their convictions“<sup>332</sup> –, der schweren Geschlechtsidentitätsstörung der Transsexuellen nicht gerecht.

Stoller formulierte Hypothesen spezifischer Mutter-Sohn-Beziehungen als Ursache unterschiedlicher Formen von weiblichen Identifizierungen und männlicher Weiblichkeit. Die Hypothese der konfliktfreien Genese von Transsexualität aus der exzessiven Mutter-Sohn-Symbiose implizierte die, bezogen auf die Geschlechtsidentität, Heterosexualität der Transsexuellen. Echte Transsexuelle beehrten ausschließlich maskuline heterosexuelle Männer und bestünden darauf, nicht homosexuell zu sein.<sup>333</sup> Sie erfüllten Stollers Ideal von Weiblichkeit: „they live in anonymity in a nonpromiscuous, nonprostitution, nonexhibitionistic relationship with a man“ oder träumen zumindest von einem Leben als „normal woman who is married to a normal man“.<sup>334</sup>

Die Mutter-Sohn-Beziehung von Homosexuellen charakterisierte Stoller nicht als symbiotisch, sondern als heterosexuell, durch eine übermäßige sexuelle Stimulation des Sohnes durch die Mutter. Zuneigung und Belohnungen der Mutter seien an eine Unterdrückung der Männlichkeit gebunden.<sup>335</sup> Homosexuelle Weiblichkeit sei durch eine *konflikthafte* Genese gekennzeichnet. Die Mütter „are stimulated to damage their son’s *already developed* masculinity and to accept only passive and unmanly behavior [Hervorh. im Original].“<sup>336</sup> Phänomenologisch stellte Stoller der natürlichen unaffektierten Weiblichkeit der Transsexuellen die Effeminiertheit Homosexueller, dem Sein die bloße Darstellung, gegenüber: „The effeminate homosexual, while identifying with women is also angry at them; the mimicry and hatred cannot be removed from what is a performance.“<sup>337</sup> Stoller ging mit Greenson davon aus, dass offen homosexuelle Männer ihre Homosexualität nicht als Bedrohung ihrer Geschlechtsidentität empfinden.<sup>338</sup>

Der Transvestit sei in seiner Kindheit Opfer weiblicher Gefühle von Rache und (Penis-) Neid, des unbewussten Bedürfnisses der Mutter, ihren Sohn zu verweiblichen, gewesen. Der Angriff auf die bereits entwickelte Männlichkeit des Jungen habe darin bestanden, ihm weibliche Kleidungsstücke anzuziehen, gelegentlich ein Mädchen aus ihm zu machen und ihm zugleich wissen zu lassen, dass er ein Junge ist.<sup>339</sup> Der transsexuelle Junge dagegen beginne

---

<sup>332</sup> Stoller (1975), S. 160.

<sup>333</sup> Stoller (1971), S. 232; Stoller (1968a), S. 147f.

<sup>334</sup> Stoller (1968a), S. 189f.

<sup>335</sup> Stoller (1975), S. 165; Stoller (1971), S. 234. Bei transsexuellen Jungen sei dagegen keine Männlichkeit vorhanden: „None of the mothers of transsexuals sexually overstimulated their sons through seductiveness (...). The boys would need to have masculinity already before being seducible.“ (Stoller (1975), S. 165.)

<sup>336</sup> Stoller (1971), S. 234.

<sup>337</sup> Stoller (1971), S. 233. Die Effeminiertheit des Homosexuellen charakterisierte Stoller folgendermaßen: „I want to be like her, but I hate her for this - and I prefer to be a male.“ (Stoller (1968a), S. 146.)

<sup>338</sup> „The homosexual, regardless of the degree of his effeminacy, considers himself to be a male and a man.“ (Stoller (1968a), S. 159.)

<sup>339</sup> Stoller (1971), S. 231f. „In order to humiliate him, she makes a little ‚girl‘ of him *on occasion*. By ‚on occasion‘ I mean that she lets him know that he is a boy (that is, the possessor of a penis and a member of the

spontan selbst damit, sich weiblich zu kleiden.<sup>340</sup> Im Gegensatz zum Transsexuellen wolle der Transvestit eine Frau sein, ohne deswegen aufzuhören, ein Mann zu sein.<sup>341</sup> Durch Rollenwechsel versichere er sich, nicht immer weiblich zu sein. Sein Penis sei erotisch besetzt, der heterosexuelle Geschlechtsverkehr eine Form der Rache an den Frauen: „In the disguise of a woman, he subjects his woman to intercourse, demonstrating to her his triumphant (successfully erect) penis.“<sup>342</sup>

Mittels dieser Differential-Ätiologien stützte Stoller ex negativo seine Konstruktion einer konfliktfreien Genese männlicher Transsexualität dadurch, dass er den konstruierten Familienroman auf die ‚echten Transsexuellen‘ beschränkte. Denn nicht schon der Wunsch nach Geschlechtsumwandlung, sondern die Charakterstruktur sei diagnostisch entscheidend.<sup>343</sup> Sollte Transsexualität ohne diesen Familienroman entstanden sein oder umgekehrt trotz dieses Familienromans keine Transsexualität, konnte das Stoller mit dem ‚ätiologischen Joker‘ der postulierten biologischen Kraft erklären.<sup>344</sup>

Hintergrund der Abgrenzung echter Transsexueller sind primär behandlungsstrategische Überlegungen: „I believe the most conservative – and humane – way to proceed would be to restrict ‚sex change‘ to the most feminine of males. I believe other workers can confirm my experience that all these patients pass silently, completely, and permanently into society as women.“<sup>345</sup> Nur echte Transsexuelle können also eine unauffällige Frau abgeben – für Stoller das entscheidende Kriterium legitimer Operationskandidaten.

Stoller nahm für sich in Anspruch, als erster von klinischen, dynamischen und ätiologischen Unterschieden zwischen Mann-zu-Frau- und Frau-zu-Mann-Transsexualität auszugehen und diese nicht als spiegelverkehrte Phänomene anzusehen.<sup>346</sup> Weibliche Transsexualität sei selte-

---

class ‚male‘), but she very specifically and precisely introduces occasions on which the child is to be like a girl [Hervorh. im Original].“ (Stoller (1968a), S. 183) Der Vater von Transvestiten sei entweder passivdistanziert gewesen oder habe durch eine Fassade von kalter bestrafender Pseudomännlichkeit Distanz zum Sohn aufgebaut, die durch seltene Momente von Zärtlichkeit unterbrochen werde - Grundlage einer verzweifelten erotisch gefärbten Vaterliebe und der wichtigste homosexuelle Mechanismus bei fetischistischen Transvestiten. (Stoller (1971), S. 232) Vgl. Stoller (1968a), S. 184.

<sup>340</sup> Stoller (1971), S. 233.

<sup>341</sup> Die Effeminiertheit des Transvestiten charakterisierte Stoller folgendermaßen: „I want to be a woman, and at the same time I do not want to stop being me, a male.“ (Stoller (1968a), S. 146) Vgl. „The transvestite wants to be a male and a woman but not, as the transsexual wishes, a female and a woman.“ (Stoller (1966), S. 93.)

<sup>342</sup> Stoller (1968a), S. 214.

<sup>343</sup> Stoller (1968a), S. 159. In Ländern, in denen eine Geschlechtsumwandlung relativ leicht zu bekommen sei, würden auch Männer operiert, die nach Stollers Kriterien nicht transsexuell sind (z. B. Travestiekünstler und männliche Prostituierte). (a.a.O., S. 189.)

<sup>344</sup> Stoller (1968a), S. 139, Fußnote; vgl. Stoller (1975), S. 140f. Ein unerwartet schneller Therapieerfolg sprach für Stoller dann gegen die Diagnose Transsexualität (und bestätigte ex negativo seine Ätiologie-Hypothese), wenn weder der postulierte Familienroman noch Abnormitäten der biologischen Geschlechtsvariablen nachweisbar waren; so bei einem 5-jährigen Jungen: „while the surface looked the same, in the depths this was a different femininity.“ (Stoller (1975), S. 201.)

<sup>345</sup> Stoller (1975), S. 252f.

<sup>346</sup> Stoller (1975), S. 223.

ner als die männliche Form, weil die Entwicklung der Weiblichkeit des Mädchens in der primären Identifikation mit seiner Mutter eine stabilere Basis habe.<sup>347</sup> „Freud’s transsexual theory of female sexuality“ – „psychologically, women believe themselves to be males trapped in a female body (castrated) and yearn only to have their bodies transformed by adding on to it a penis“<sup>348</sup> – wies Stoller zurück; Penisneid sei eine sekundäre Bildung. Anders als Lothstein, der meinte, dass Penisneid und Männlichkeitskomplex zur Erklärung einiger Fälle von Frau-zu-Mann-Transsexualität herangezogen werden könnten,<sup>349</sup> entwarf Stoller einen zweiten Familienroman, der keine konfliktfreie, sondern eine konflikthafte präödpale Genese weiblicher Transsexualität erzählt. Vielleicht beginnt er deswegen später: im Alter von drei bis vier Jahren (in wenigen Fällen früher) zeige das Mädchen männliche Verhaltensweisen und Interessen, mit sieben oder acht Jahren äußere es, dass es später als Mann leben werde.<sup>350</sup>

Stoller postulierte einen eigendynamischen Prozess, dessen Resultat eine transsexuelle Identität des Mädchens ist, ihr „sense of masculinity“.<sup>351</sup> Im Unterschied zu anderen männlichen Frauen (wie Butch-Lesben) gebe es bei Frau-zu-Mann-Transsexuellen keine Phase einer klaren femininen Entwicklung, die dann durch eine sekundäre Männlichkeit überlagert werde.<sup>352</sup> Er schränkte ein, dass auch bei den männlichsten Frauen nicht unbedingt alle folgenden Faktoren gegeben sind:

1. Das Mädchen ist bei der Geburt und als Kleinkind nicht besonders schön und anmutig; wenn es gehalten wird, schmust es nicht, sondern stößt weg.
2. Die feminine Mutter entwickelt, meist aufgrund einer Depression, keine Nähe zu ihrer Tochter.
3. Der Vater ist maskulin, jedoch zumindest auf zwei entscheidenden Gebieten psychisch abwesend: er unterstützt nicht die depressive Mutter und fördert nicht die Weiblichkeit seiner Tochter.
4. So übernimmt die Tochter die Rolle des sorgenden Ehemanns: „The motive that propels the drive toward masculinity seems to be the family’s manufacturing out of this daughter a substitute male (a husband) to assuage (,treat‘) mother’s depression. This is done by constant encouragement of masculinity by both parents. Simultaneously, the child on her own is inventing a role – the masculine father-substitute – to mitigate her own terrible loneliness produced by having a mother whom she cannot reach and who does not reach out to her.“<sup>353</sup>

---

<sup>347</sup> Stoller (1968a), S. 197; Stoller (1975), S. 295.

<sup>348</sup> Stoller (1968a), S. 58, Fußnote.

<sup>349</sup> Lothstein (1983), S. 183.

<sup>350</sup> Stoller (1972b), S. 48. 1968 spekulierte Stoller knapp auf der Basis eines Falles: „too much father and too little mother masculinizes girls.“ (Stoller (1968a), S. 205) Stoller entwarf zunächst nur eine Skizze des Familienromans; erst 1972 formulierte er diesen weiter aus.

<sup>351</sup> Stoller (1972b), S. 50. Seine Hypothese basiert auf 13 Fällen.

<sup>352</sup> Stoller (1972b), S. 48.

<sup>353</sup> Stoller (1972b), S. 50. Einen ähnlichen Mechanismus der substitutiven Identifikation bei einer Frau-zu-Mann-Transsexuellen hatte R. S. Redmount bereits 1953 beschrieben. In dem analysierten Fall versuchte

Die Entwicklung der Männlichkeit von Frau-zu-Mann-Transsexuellen beginne als Abwehr eines Traumas: eine depressive Mutter sei unfähig, ihr Kind zu lieben und zu umsorgen. Das Kind werde versuchen, seine Mutter zu erreichen und sie glücklicher zu machen, so dass diese angenehmere Gefühle zurück auf das leidende Kind überträgt. Erst dann werde die Männlichkeit konfliktfrei verstärkt. Das Mädchen lerne, dass seine Mutter sich ihm am ehesten zuwendet, wenn es ihr gegenüber die männliche Beschützerrolle einnimmt, die einzige Situation, mittels der die Tochter ihre eigene Depression kurieren könne.<sup>354</sup>

Wie Stoller transsexuelle Männlichkeit auf der Basis der Geschlechterrollenstereotype und traditionell-bürgerlichen Familienstruktur konstruierte,<sup>355</sup> so bereicherte er die diskursgeschichtliche Tradition der engen Verknüpfung von sexueller und geschlechtlicher Inversion der Frau durch eine neue Variante: „It is the process – defense against trauma and the erection of identity structures to prevent identity destruction by recurrence of trauma – which especially allies female transsexualism to the homosexualities.“<sup>356</sup>

Stoller charakterisierte Frau-zu-Mann-Transsexualität durch im Vergleich zur Mann-zu-Frau-Transsexualität weniger klar definierte klinische Grenzen und eine variabelere Ätiologie. Eine Differentialdiagnose zwischen Homo- und Transsexualität sei schwierig.<sup>357</sup> Dass Transsexualität für Stoller (vom biologischen Geschlecht her gesehen) Homosexualität impliziert, hat weibliche Transsexualität mit der männlichen Form gemein.<sup>358</sup> Wie für den Sohn die Mutter eine Person ‚to be like‘ ist (bzw. bleibt) und keine ‚to have‘, kein heterosexuelles Sexualobjekt, wird, so stellt die Mutter für die Tochter kein Objekt der Identifizierung, keine Person ‚to be like‘, dar, sondern ist (bzw. bleibt) eine Person ‚to have‘, Sexualobjekt.<sup>359</sup>

#### 10.2.5 Legitimite Operationskandidaten – OP-Wunsch und psychiatrische Macht

Trotz dieser entworfenen Szenarien der Genese einer transsexuellen Identität stand Stoller Geschlechtsumwandlungen, die er als magische Behandlung eines geheimnisvollen Phänomens qualifizierte,<sup>360</sup> mehr oder weniger – seine Meinung änderte sich – skeptisch gegenüber. Vielleicht diene sein Entwurf des transsexuellen Familienromans auch dazu, eigene Bedenken gegen Geschlechtsumwandlungen zu beruhigen.

---

das Mädchen, „seiner Mutter ein verlässlicher und liebenswerter Partner zu sein“. Der Vater war ein häuslicher Tyrann gewesen und danach verstorben. (Eicher (1992), S. 48.)

<sup>354</sup> Stoller (1972b), S. 61-63.

<sup>355</sup> Folgende Aufzählung von Aspekten einer weiblichen Identifizierung zeigt, dass Stoller die weibliche Identifizierung eines Mädchens stark mit Heterosexualität und Mutterrolle verknüpft: „mother’s femaleness (a sense of comfort with one’s sexual anatomy); mother’s femininity (a sense of comfort in behaving and fantasizing in whatever styles are defined as feminine in the society); mother’s motherliness (desire to bear and raise children); mother’s heterosexuality (desire to be with and penetrated by a male); mother’s wifeliness (desire to be married and to appreciate her husband in his role as her husband).“ (Stoller (1972b), S. 60.)

<sup>356</sup> Stoller (1972b), S. 62.

<sup>357</sup> Stoller (1972b), S. 62.

<sup>358</sup> Stoller (1968a), S. 195.

<sup>359</sup> Laut Stoller begehrten weibliche Transsexuelle feminine heterosexuelle Frauen. (Stoller (1972b), S. 48.)

<sup>360</sup> „‘Sex change‘ has profound implications that touch on everybody’s vulnerability to magic, and in the management of would-be transsexuals the magic and mystery of the condition seem to act as an excuse for relaxing normal medical prudence.“ (Stoller (1975), S. 254.)

Mitte der 1960er Jahre qualifizierte Stoller Transsexualität als Resultat der Anwendung medizinischer Techniken und deren Veröffentlichung: „Had the techniques not been applied to transsexuals and then publicized, such people would have contained themselves, as hopeless people certainly can do. Considering the nature of this subject, it may be unwise to say that Pandora’s box has been opened, but it is true that we have to come to terms with the problem.“<sup>361</sup> Die von ärztlichen Kollegen in die Welt gesetzte Praxis der Geschlechtsumwandlungen sah Stoller gegenüber der Geschlechtsidentitätsstörung als das größere Übel an. Da Transsexuellen psychotherapeutisch *noch* nicht geholfen werden könne,<sup>362</sup> akzeptierte er die „disquieting ‚psychosurgery‘“ als Not- und Übergangslösung, die er restriktiv handhaben wollte.<sup>363</sup> Die Psychochirurgie stellte für Stoller auch deswegen eine Notlösung dar, weil er das transsexuelle Begehren gleich einer Sucht für unerfüllbar hielt: nach Brust, Vagina und weiblichen äußeren Genitalien stünden Eierstöcke, Gebärmutter und Fruchtbarkeit auf dem Wunschzettel der Patienten.<sup>364</sup>

Stoller proklamierte Prävention von Transsexualität durch Erziehung als Ideal, ein Ideal, das er durch die massive Verwischung der Geschlechterdifferenzen in weite Ferne rücken sieht,<sup>365</sup> und schöpfte Anfang der 1970er Jahre anlässlich eines Therapieerfolgs bei einem transsexuellen Jungen neue Hoffnung, operativen Geschlechtsumwandlungen vorbeugen zu können.<sup>366</sup> Durch einen „‘therapeutically induced‘ Oedipus complex“<sup>367</sup> könne eine männliche Geschlechtsidentität erzeugt werden. Zur Freude des Therapeuten notierte der Junge „die therapeutischen Ziele spontan als Imperativ-Liste“, ein „Über-Ich“ vom „Spickzettel“:<sup>368</sup> „1. Don’t play with girls; 2. Don’t play with girl’s dolls; 3. Don’t dress up in girl’s clothes; (...) 5. Don’t sit like a girl; 6. Don’t talk like a girl; 7. Don’t stand like a girl; (...) 9. Play like a boy; 10. Don’t wear make-up; (...) 12. Don’t pose; 13. Be a boy.“<sup>369</sup>

Psychiater hatten für Stoller in jedem Fall die unkontrollierte Öffnung der Büchse der Pandora zu verhindern, denn: „The most troubling aspect is that the easier it is to have such pro-

---

<sup>361</sup> Stoller (1966), S. 101.

<sup>362</sup> Das pessimistische Diktum von 1966, „There is no adequate treatment for either transvestism or transsexualism“ (Stoller (1966), S. 92), relativierte Stoller beim Wiederabdruck des Textes 1968 durch ein „as yet no“. (Stoller (1968a), S. 241.)

<sup>363</sup> Stoller (1966), S. 100.

<sup>364</sup> Stoller (1966), S. 98.

<sup>365</sup> Stoller (1966), S. 102.

<sup>366</sup> "We feel that as profoundly as these boys may experience the feminine part of their bisexuality, this femininity is still not as fixed as it is in the adult transsexual. We are beginning to have successes in treating children (...)." (Stoller / Newman (1971), S. 28; vgl. Stoller (1968a), S. 252) "If one waits until five or six or seven, the undoing is more difficult, and if one waits until pre-puberty or puberty, treatment will probably be only partially successful. I would guess that by adolescence or adulthood it is too late." (Stoller (1968a), S. 252.)

<sup>367</sup> Newman / Stoller (1971), S. 299.

<sup>368</sup> Runte (1996), S. 407.

<sup>369</sup> Newman / Stoller (1971), S. 300. Der Junge gab nach zwei bis drei Jahren Behandlung im Alter von acht Jahren seinen Wunsch nach Geschlechtsumwandlung auf. Der männliche Therapeut fungierte als Vaterersatz: der Junge entwickelte Zuneigung zum Therapeuten und freute sich auf seine Therapie. Zugleich zeigte er zum ersten Mal Wut gegen Mutter, beleidigte sie.

cedures done, the more patients request them.“<sup>370</sup> So kritisierte er Mitte der 1970er Jahre die Entwicklung der transsexuellen Praxis: dank „publicity and showmanship“ sei die anfänglich mehrheitliche Ablehnung von Geschlechtsumwandlungen in ihr Gegenteil umgeschlagen, „much of the public and the medical profession comfortably – and unthinkingly – accepting the treatment“. Patienten diagnostizierten sich selbst als transsexuell und erwarteten die Durchführung der notwendigen chirurgischen Eingriffe; Ärzte akzeptierten die Selbstdiagnose, nur weil eine Geschlechtsumwandlung verlangt werde.<sup>371</sup>

Zur Diagnose legitimer Kandidaten für die restriktive operative Praxis misstraute Stoller den Erzählungen der Transsexuellen: „it is common knowledge now that those wishing ‚sex change‘ give authorities the history necessary to prove their transsexualism; the patients have read the literature well“. <sup>372</sup> Dass er deswegen auf den Versuch verzichtete, seinen Familienroman bei erwachsenen Transsexuellen zu bestätigen,<sup>373</sup> verdeutlicht, dass theoretische Elaboriertheit eine letztlich pragmatisch verfahrenende operative Praxis legitimiert und die subjektive Entscheidungsmacht des Psychiaters kaschiert hat. Stollers Liste von Ausschlusskriterien einer Operation enthielt, von psychiatrischen Diagnosen einer Psychose oder einer starken Depression und dem überprüfbareren Faktum des Familienstandes einmal abgesehen, subjektive Eindrücke und vom Patienten manipulierbare Angaben: zum Geschlechtsverkehr mit Erektion und Orgasmus in der Lage gewesen zu sein; maskulin zu erscheinen, insbesondere hinsichtlich Verhalten und Kleidung, oder Lebensphasen mit einer gewöhnlichen maskulinen Erscheinung gehabt zu haben; Lust an den männlichen Genitalien empfunden zu haben.<sup>374</sup>

Mitte der 1970er Jahre betrachtete Stoller nur ‚unechte‘ Transsexuelle als diskursiven Effekt: „We are seeing increasing numbers of such people. Twenty years ago they were unknown. From where have they come? From us, of course: from those who have written about transsexualism.“<sup>375</sup> Anfang der 1980er Jahre wandte sich Stoller gegen geschlechtsumwandelnde Operationen. Für diese „gebe es keine zuverlässig begründete Indikation“; er behauptete, die Eingriffe hätten „für die meisten Patienten (...) eher Schaden als Nutzen gebracht“. <sup>376</sup> Vielleicht, weil das Gros der Operierten nicht seine Kriterien ‚echter‘ Transsexualität erfüllte,<sup>377</sup> denn nachdem Geschlechtsumwandlungen als ein seitens der Operierten und der Operateure zum Erfolg verdammtes Projekt angelaufen waren, wurden auch die sogenannten se-

---

<sup>370</sup> Stoller (1966), S. 98.

<sup>371</sup> Stoller (1975), S. 247f.

<sup>372</sup> Stoller (1975), S. 129. Was den Wahrheitsgehalt der diagnostisch wesentlichen Berichte der Eltern anbelangt, war er sich im Unklaren. (ebd.) Vgl. Stoller (1966), S. 99.

<sup>373</sup> Stoller (1975), S. 129.

<sup>374</sup> Stoller (1975), S. 253.

<sup>375</sup> Stoller (1975), S. 178.

<sup>376</sup> o. Verf. (1981). Der *Spiegel*-Artikel zitiert Stollers Aussagen auf einem Kongress in Tucson / Arizona. Im Kapitel *Follow-up* seiner Monographie *The Transsexual Experiment* stellte Stoller vier transsexuelle Problemfälle, unter anderem einen Fall von Selbstmord, vor. (Stoller (1975), S. 257-271.)

<sup>377</sup> 1974 stellte Stoller fest, dass seine Hypothesen zur Transsexualität von anderen Forschern nicht bestätigt worden seien: „no one else has confirmed them or scarcely acknowledged the hypothesis about etiology.“ (Stoller (1974b), S. 165.)

kundären („unechten“) Transsexuellen, deren psychosexuelle Entwicklung nicht seit der Geburt konsequent in die „falsche“ Richtung gelaufen war, operiert. Doch in der entscheidenden Phase der Konstruktion der Transsexualität leistete Stollers Theorie ihren Beitrag zur Legitimation von Geschlechtsumwandlungen. Als er seine Meinung wieder änderte, war die „Büchse der Pandora“ schon weit geöffnet. Wie zufällig fügt sich der Mythos der Frau, die Übel über die Welt verbreitet, damit zusammen, dass Stoller die Mutter zum Ursprung der „Übel“ Homosexualität, Transvestitismus und Transsexualität erklärt hat.

### **10.3 Ambivalenz der Verflechtung von Forschungs- und Transsexuelleninteressen und der Theorie einer frühkindlich geprägten irreversiblen Geschlechtsidentität**

Die beiden analysierten psychogenetischen Theorien zur Transsexualität waren in der Phase der Konstruktion der „Krankheit Transsexualität“ in den 1960er und 1970er Jahren die im Diskurs bedeutendsten. Dass andere Autoren zu jeder behaupteten Ätiologie Gegenbeispiele nennen konnten, beeinträchtigte nicht die strategische Wirkung dieser Theorien im Diskurs der Transsexualität. Wie die unabschließbare Suche nach einer biologischen Ursache suggeriert, dass da auch etwas zu finden wäre, so suggeriert die psychologische Ursachensuche in der frühen Kindheit, dass es außer Frage stünde, dass dort die Wurzeln der Transsexualität liegen würden, nur die genaue Psychogenese sei *noch* unklar. Dass die transsexuellen Biographien uneinheitlich sind und dass es Gegenbeispiele gibt, wussten die Vertreter der diskursbestimmenden Theorien wie Money, Green und Stoller selbst.

Eichers bereits nach der offiziellen Anerkennung von Transsexualität als operabler Krankheit vertretener „Nein-aber“-Standpunkt kann als typisch für den Legitimationsdiskurs der Transsexualität gelten. Eicher stellte einerseits fest, dass es „*bis jetzt* keine überzeugende Erklärung für die Psychogenese [meine Hervorh.]“ gebe:<sup>378</sup> „ein nicht übersehbarer Anteil von Transsexuellen“ wachse in „unauffälligen Familien“ auf, umgekehrt würden viele Kinder, die in unstabilen Familien aufwachsen, nicht transsexuell. Andererseits nennt er zwei Beispiele von transsexuellen Biographien, „die in ähnlicher Form immer wieder gefunden werden und die an psychogene Faktoren denken lassen“.<sup>379</sup>

Dass sich in den 1960er und 1970er Jahren langsam die Bereitschaft einzelner Mediziner erhöht hat, sich auf die Operationswünsche von Transsexuellen einzulassen, ist zum einen auf das Forschungsinteresse der Medizin an der Entwicklung der Geschlechtsidentität im Verhältnis zu den somatischen Geschlechtsmerkmalen zurückzuführen, ein Interesse, das zunächst Intersexuellen galt. Zum anderen darauf, dass das Operationsbegehren Transsexueller die tradierte dualistische Geschlechterordnung, die es in Frage zu stellen schien, bestätigte. Und das in Zeiten, in denen diese Ordnung durch die so genannte sexuelle Revolution und die Frauenbewegung ins Wanken geriet. Die konstruierten bio-psychologischen Theorien waren

---

<sup>378</sup> Die Einschätzung ist eine Konstante des Diskurses. So stellten beispielsweise Ende der 1960er Jahre Hoopes [u. a.] fest, dass Untersuchungen der Familiendynamik bei Transsexuellen keinen gemeinsamen Nenner erkennen ließen. (Hoopes [u. a.] (1968), S. 515); vgl. Pauly: „The intrafamily dynamics are varied, and there is no common pattern which allows one to generalize.“ (Pauly (1965), S. 175.)

<sup>379</sup> Eicher (1984), S. 49f.; Eicher (1992), 49f.

Ausdruck einer wechselseitigen Bestätigung zwischen Medizinerinnen und Transsexuellen, dass Geschlechtsidentität und -rolle und damit auch die Geschlechterordnung die fest gefügten Ergebnisse biologischer und/oder frühkindlicher Einflüsse sind. Transsexuelle und Mediziner sprechen sich so wechselseitig von einer Verantwortung frei: Transsexuelle sind unschuldig an ihrer Identität; Mediziner sanktionieren keine Willensentscheidung von Patienten.

Für den Rechtfertigungsdiskurs transsexueller Wünsche war weniger die Frage entscheidend, ob die konträre Identität biologisch oder psychologisch erklärt werden kann, als die Behauptung, dass diese Identität in der frühen Kindheit verwurzelt, irreversibel und dauerhaft sei. Der strategische Erfolg beider psychogenetischer Theorien lag darin begründet, dass sie eine multifaktorielle Genese von Transsexualität behaupteten, die den psychologischen Faktoren die Wirkung einer ‚zweiten Natur‘ zuschrieben. Dass Lerntheoretiker ein normatives Lernziel formulierten und nur die Ontogenese der Geschlechterstereotype, nicht diese selbst in Frage stellten, erleichterte sicher die Akzeptanz von lerntheoretischen Annahmen im biologistischen Diskurs der Medizin. Diese anerkannten psychosozialen Einflüsse als Ko-Faktoren der Entwicklung von Geschlechtsidentität, -rolle und sexueller Orientierung.<sup>380</sup> Mit der Behauptung eines „interplay and feedback between biology and environment“ wurden die ein Jahrhundert währenden „nature-nurture controversies“ für beendet erklärt.<sup>381</sup> Angesichts der Anfang der 1970er Jahre auch für medizinische Theoretiker nicht mehr zu übersehenden Veränderungen der Geschlechterrollen in den westlichen Industriegesellschaften, vor allem aber angesichts der Frauenbewegung,<sup>382</sup> wurden diese strategischen Konzessionen gemacht, zum Teil, um nachdrücklich auf angeborenen psychosexuellen Geschlechterdifferenzen zu bestehen: „the newborn is not a *tabula rasa* [Hervorh. im Original].“<sup>383</sup> Gemäß dem eigenen biologistischen Paradigma wurden die Ziele der Frauenbewegung als Neuauflage des Lamarckismus disqualifiziert. Viele „scheinbare“ Geschlechterstereotype hätten sich in der Evolution der menschlichen Art herausgebildet; das ist das Tempo, in dem Veränderungen im Geschlechterverhältnis einkalkuliert werden und notfalls zu akzeptieren wären: „One cannot repudiate the whole gamut of bred-in masculine-feminine traits (...). (...) innate characteristics cannot be ‘learned out’ of the species. (...) the evolution of a new set of masculine-feminine attributes will require countless generations.“<sup>384</sup>

---

<sup>380</sup> “It is becoming increasingly evident that the traditional equation of sex chromosomes = psychosexual fate is not tenable. Other variables, both biological and psychological, clearly can and do contribute to one’s ultimate psychosexual identity.” (Katz (1972), S. 103.)

<sup>381</sup> Katz (1972), S. 116. In Katz’ Text tauchen Homosexualität, Transvestitismus und Transsexualität fast nur in einer tabellarischen Übersicht der „differential diagnostic features in principal sex-gender disorders“ auf. Der Text behandelt hauptsächlich Intersexualität.

<sup>382</sup> Gadpaille (1973), S. 141, 155; Katz (1972), S. 116.

<sup>383</sup> Gadpaille (1973), S. 145. Gadpailles biologistische Spekulationen bezogen sich insbesondere auf das Gehirn, der sichersten, weil schwer zu widerlegenden, Ursache von psychosexuellen Geschlechterdifferenzen.

<sup>384</sup> Gadpaille (1973), S. 155.

Es ist zwar hinsichtlich der strategischen Funktion dieser Theorien zur Legitimation von Geschlechtsumwandlungen egal, ob die *bereits entwickelte* transsexuelle Identität eines Jugendlichen oder Erwachsenen auf biologische oder psychologische Ursachen zurückgeführt wird. Ganz und gar nicht egal ist diese theoretische Position aber für intersexuell geborene Kinder. John Money vom Johns Hopkins Krankenhaus in Baltimore erlangte weniger auf Grund seiner Behandlung von Transsexuellen als von Intersexuellen medizinische Weltberühmtheit: als strikter Verfechter einer nach der Geburt so früh wie möglich einsetzenden und fortwährenden Vereindeutigung des Geschlechts, um die Entwicklung einer eindeutigen Geschlechtsidentität zu erreichen. Er glaubte an die Macht der Erziehung über die somatischen Geschlechtsmerkmale. Der tragische Unfall bei einer Beschneidung, bei der der Penis eines nicht hermaphroditischen Jungen vollständig verbrannt worden war, ermöglichte Money die Konstituierung eines Präzedenzfalls, dass selbst Nicht-Hermaphroditen im anderen Geschlecht erzogen werden könnten. Da die phalloplastischen Operationen problematisch, die Herstellung eines weiblich erscheinenden Körpers dagegen technisch möglich sei, sei der Junge ab dem Alter von 17 Monaten als Mädchen erzogen worden; der erste Schritt zur chirurgischen Geschlechtsumwandlung sei mit 21 Monaten unternommen worden.<sup>385</sup> Money verkündete den vollen Erfolg der von den Eltern bewusst an den stereotypen Geschlechterrollen orientierten Umerziehung zur weiblichen Geschlechtsrolle. Im Alter von neun Jahren unterschied sich das durch einen Unfall ‚intersexuell‘ gewordene, zwangsweise ‚transsexuelle‘ Kind deutlich vom eineiigen als Jungen erzogenen Zwillingbruder: „Her behavior is so normally that of an active little girl, and so clearly different by contrast from the boyish ways of her twin brother, that it offers nothing to stimulate one's conjectures.”<sup>386</sup>

Der Fall war zum Erfolg verdammt, bot er doch die seltene Möglichkeit (auch noch mit einem Zwillingbruder als Kontrollperson), biologistische Hypothesen zur Entwicklung der Geschlechtsidentität zu widerlegen. Doch Milton Diamond, ein Anhänger dieser biologistischen Glaubensrichtung – „my strong belief in the force of an inherent male or female nervous system bias for the development of sexual identity and partner choice“<sup>387</sup> - teilte mit: die BBC, die eine Sendung über diese Zwillinge geplant habe, habe den mit dem Fall vertrauten Psychotherapeuten ausfindig gemacht. Dieser habe von signifikanten Problemen des zu der Zeit 13 Jahre alten Kindes mit seiner weiblichen Rolle berichtet, der es zwiespältig gegenüber stehe: es sehe ziemlich männlich aus, meine, Jungen hätten ein besseres Leben, mache keinen glücklichen Eindruck und fände schwer Freunde. Ob das Mädchen später einmal als Frau zurechtkomme, könne noch nicht vorhergesagt werden.<sup>388</sup> Kam sie nicht: im Alter von 14 Jahren

---

<sup>385</sup> Money (1975), S. 66f. Money empfahl aufgrund der technischen Möglichkeiten bei mit einem Mikropenis (in der Größe einer Klitoris) geborenen Jungen die Zuweisung zum weiblichen Geschlecht. (a.a.O., S. 66.)

<sup>386</sup> Money (1975), S. 71.

<sup>387</sup> Diamond, Milton: Sexual Identity, Monozygotic Twins Reared in Discordant Sex Roles and a BBC Follow-Up, in: Archives of Sexual Behavior 11 (1982), S. 181-186; hier: S. 182.

<sup>388</sup> Diamond (1982), S. 183f.

hörte sie auf, als Mädchen zu leben, drohte mit Selbstmord, wenn sie noch einmal gezwungen würde, Money zu sehen und nahm bedeutungsschwer den Namen David an. Der durch Östrogen-tabletten erzeugte Busen wurde amputiert und nun umgekehrt Testosteron verabreicht. Ende der 80er Jahre nahm das Martyrium an der operationsfreudigen Medizin mit einer phalloplastischen Operation ihr Ende. Wie Money Anfang der 1980er Jahre seine Teilnahme an der Sendung der BBC über diesen Fall absagte, nachdem er über die ungünstigen neueren Befunde informiert worden war, so verweigerte er nach dem offenbar gewordenen Scheitern seines Experiments jeden Kommentar.<sup>389</sup> Doch es existiert zumindest ein Fall, bei dem ein derartiges Experiment gelang. Die inzwischen 26jährige Frau habe keine Zweifel an ihrer weiblichen Identität.<sup>390</sup>

An diesem Fall wurde die Theorie der biologischen Bedingtheit der Geschlechtsidentität bestritten und bewiesen.<sup>391</sup>

Die biologistischen und psychogenetischen Theorien zur Rechtfertigung von Wünschen nach Geschlechtsumwandlung haben sich im medizinischen Diskurs ergänzt und entscheidend zur Konstruktion der Krankheit Transsexualität, zur Etablierung des Geschlechtswechsels und seiner medizinisch-juristischen Professionalisierung, beigetragen. Gegenüber den Psychiatern, die transsexuelle Wünsche für ein Symptom einer psychischen Störung (z. B. Psychose oder Borderline-Persönlichkeit) gehalten und sich *grundsätzlich* für Psychotherapie und gegen chirurgisch-hormonelle Eingriffe ausgesprochen haben, waren die Protagonisten von Geschlechtsumwandlungen die erfolgreiche Fraktion.

---

<sup>389</sup> Barth (2000).

<sup>390</sup> Barth (2000), S. 138.

<sup>391</sup> Butler wies darauf hin, dass sowohl Moneys transsexuelles Projekt als auch die Männlichkeit wiederherstellenden Endokrinologen die behauptete Natürlichkeit künstlich herbeiführten: wie Money dem Kind Geschlechternormen gewaltsam aufzwingen wollte, so schrieb die ‚Natur‘ den Endokrinologen die Durchführung eines nicht-natürlichen Eingriffs in Anatomie und Biologie vor. Diese Geschichte beweise weder die eine noch die andere Theorie, sondern zeige die disziplinierenden und normalisierenden Mechanismen der mit Foucault so genannten Subjektivierungsmacht. (Butler (2001), S. 677f.) Die Biographie zu dem Fall von Colapinto schlägt sich auf die Seite der Endokrinologen. Vgl. Colapinto (2000).